Nr. 36. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 4. Septemb. 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder **Mk. 2,50.**
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Der Satan im Schofar.

Ein Märchen aus alten Zeiten.

Ich hatte zum ersten Male das Gotteshaus am Rosch haschanah besucht. Als hätte ich schon eine Berliner Religionsschule absolviert, war mir die gottesdienstliche Handlung, war mir besonders unsere heilige Gebetsprache völlig fremd. Ohne Verständnis und darum ohne Teilnahme sah ich allen Vorgängen in der Synagoge zu. Erst der Akt des Schofarblasens machte das Interesse des Kindes rege. Kein Wunder — waren doch die Vorbereitungen zu diesem Akte von einer belebenden Dramatik, die selbst auf das Gemüt eines Erwachsenen Eindruck machen mußte: Schleichenden Schrittes und sichtlich erregt trat der „Tokea" an den „Schulchan"; mit nervöser Hast legte er einen verhüllten Gegenstand vor sich hin; tief, tief zog er den Tallis über das greise Haupt, sodaß der Saum des Gewandes die Decke des Pultes berührte, und mit unsäglich wehmütiger Stimme intonierte er den ersten Vers des 47. Psalms: „Lamnazeach liwene Korach, mismor" . . . Dem Krachen des Donners glich der Einsatz der Gemeinde, dem Getöse des Orkans die siebenmalige Rezitation des Psalms. Allmählich legte sich der Sturm. Eine Stimme nach der andern erstarb. „Die Edlen der Völker sind versammelt, das Volk des Gottes Abrahams. Denn Gottes sind die Schilde der Erde — sehr erhaben ist Er!" schließen noch einige piano; „meod naalo-o-o" summt der letzte pianissimo, und Totenstille herrscht in dem dichtgefüllten Raume. Man hört nur noch den Tokea brünstig beten und krampfhaft schluchzen, und kein Laut stört den Greis in seiner Andacht . . . Endlich trocknet er das nasse Auge und die feuchte Stirn, und licht und frei klingt der Segensspruch, den er laut vorträgt, licht und frei ist die Stimme des Rabbi, der die Reihenfolge der Schofartöne vorsagt, licht und frei der Blick der Beter, die des Posaunenschalles harren. „Tekio—o!" ruft der Rabbi. Allein, o Graus! ein-, zwei-, dreimal setzt der Tokea an, bringt aber keinen klaren Ton hervor. Heiser klingt der erste, heiser der folgende, heiser die gesamte Reihe der Töne. Die Gemeinde steht erschüttert da; viele beten mit Inbrunst für den armen Schofarbläser . . . An der Seite meines frommen Vaters aber stand ein kleiner Knabe und — Gott verzeih' mir meine Sünde! — lachte, lachte über den Schofarbläser, der Tokea sein wollte und nicht blasen konnte. Da klärte mein Vater mich auf: „Mein Sohn, über den Tokea darf man nicht lachen; ihn muß man bemitleiden, für ihn beten, denn er kann und möchte blasen, allein der Satan steckt in seinem Schofar."

* * *

Es giebt wohl kaum einen jüdischen Kanzelredner, der noch nicht den exegetischen Versuch gemacht hätte, Israel als den Schofar der Menschheit darzustellen. Es giebt aber auch kaum einen ernsten Geschichtskenner, der nicht diese Darstellung als treffend und begründet anerkennen möchte. Der Posaunenschall von Sinai tönt seit Jahrtausenden fort durch den Mund des Volkes, das ihn zu-

erst vernommen und dem die Aufgabe geworden, diesem Tone die Stimmführung in dem Kulturkonzerte der Menschheit zu sichern. Und klingt auch seit langem der Schall unseres Schofar heiser, so daß erwachsene Buben des Tokea und seines Instrumentes spotten — wir glauben, daß es nicht an jenem noch an diesem liege, daß es einzig der Satan Schwäche ist, der dem Tone die freie, ungetrübte Entwickelung raubt. Dieser Glaube war es, der uns allezeit widerstandsfähig erhalten, der uns nicht verzweifeln ließ an uns selbst und an unserer Zukunft.

Allein weil er sich so mächtig erwiesen, entwickelte sich mählich dieser Glaube zu einem Ueberglauben. Für jede Schwäche in unserer Mitte, für alle Anzeichen religiöser Decadence, für die Lauheit und Lässigkeit in der Abwehr derselben wird irgend ein Satan verantwortlich gemacht. In unserer Zeit und unserem Lande führt er den Namen Antisemitismus. Ob der eine versucht, dem Bibelworte gemäß, seine „Stimme wie einen Schofar zu erheben und dem Volke seine Schuld und Israel sein Fehl zu künden"; ob der andere sich unterfängt, wider religiöse Modethorheiten aufzutreten, die seit Jahrzehnten an der „Verjüngung" des Judentums arbeiten und es allgemach so „verjüngt" haben, daß es fast kindisch geworden; ob ein dritter es wagt, einen vollen Ton gegen den, nach der Tradition „poßeln" (unverwendbaren) vergoldeten Schofar und seinen widerwärtig kreischenden Klang zu richten — immer wird man an den Satan gemahnt, der in unserem Schofar stecke und einen freien, offenen Ton nicht gestatte. Es giebt aber besonnene Männer, die in dieser beständigen Furcht vor dem Satan den größten Triumph der gegen uns gerichteten Bewegung erblicken, zugleich aber auch die unleugbare Gefahr, daß diese Furcht unsere ohnehin schwache Thatkraft lähmen und die Kenntnis in der Handhabung des religiösen Schofar völlig rauben könnte . . .

* * *

Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn:

Aus der Ferne heimgekehrt, betrat ich nach Jahren wiederum an einem Rosch haschanah das Gotteshaus meiner Heimat. An dem Pulte stand wie ehedem der greise Tokea, die Gemeinde folgte wie ehedem den Vorbereitungen zu dem Akte des Schofarblasens, der Rabbi sagte wie ehedem die Reihe der Schofartöne vor; aber nicht wie ehedem — blies der Tokea mit größter Sicherheit, ja mit einer gewissen Virtuosität. Eine Erklärung heischend, erzählte ich nach Schluß des Gottesdienstes dem frommen Greise die Reminiszenz aus meiner Kindheit. Der Tokea nahm mich bei Seite und flüsterte vorsichtig und geheimnisvoll, erklärend und aufklärend: „Mein Sohn, der Satan ist nur dem gefährlich, der an ihn glaubt, ich aber glaube nicht mehr an den Satan."

* * *

Wir stehen an der Pforte eines neuen Jahres und, wenn nicht alle Zeichen trügen, auch an der Pforte einer neuen Zeit für Israel. Das Bild, das einst nur dem Auge des gottbegnadeten Propheten sichtbar gewesen, ist auch uns wahrnehmbar worden: Die trockenen Gebeine Israels scheinen sich neu zu beleben und zeigen Zeichen von Bewegung. Sie werden völlig erwachen und sich neu entwickeln, wenn das Uebel behoben sein wird, das so lange sie gelähmt, wenn sie werden gelernt haben von meinem greisen Tokea, aus ihrer Mitte werden getilgt haben den Glauben an den Satan.

Die Antworten auf unsere Frage.

I.

In der vorigen Nr. haben wir mitgeteilt, daß wir uns an siebenzig Notable mit der Frage gewandt haben, ob das Judentum im Niedergang begriffen und was zu thun sei, um den etwaigen Niedergang aufzuhalten? In der heutigen Nr. beginnen wir mit der Veröffentlichung der inzwischen eingelaufenen Antworten. Wir machen den Anfang mit den Zuschriften derer, die geantwortet haben, daß sie — nicht antworten werden, und ihre Ablehnung motiviert haben. Eine Beleuchtuug dieser Antworten, besonders der von persönlichen Anspielungen nicht freien Antwort des Herrn Geheimrat Lazarus behalten wir uns für die nächste Nr. vor.

* * *

Rechtsanwalt Dr. Heinrich Meyer Cohn-Berlin.

Auf das gefällige Schreiben vom 3. d. M. teile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich mir von der beabsichtigten Anthologie nichts verspreche. Eine Antwort, die ernst und nicht nur ein flüchtiger Brief wäre, müßte von jedem der Angefragten fast einen Band füllen. Bei all diesen Masseninterviews (zum Beispiel Klopfer, Bahr über Antisemitismus) ist nichts Gescheites herausgekommen. Derartige „Fragen" kann man eben nicht zwischen Frühstück und Mittag „lösen".

Uebrigens halte ich schon die Fragestellung nicht für glücklich. Das „Judentum" als Idee ist eines Niedergangs überhaupt nicht fähig. Die Fragestellung läßt folgende Deutungen zu: 1. „Ist unsere Konzeption der jüdischen Idee im Niedergang? 2. Ist die Judenheit im Niedergang? 3. Ist die Kraft der jüdischen Idee im Niedergang, d. h. hat sie qualitativ und quantitativ an Anhängern verloren? Qualitativ: a) bezüglich der Qualität der Personen, b) bezüglich der Qualität — dem Maße des Eifers für die Sache.

Diese letztere Frage 3 a und b haben Sie wohl im Auge.

Ueber eine solche Frage sollte man meiner Meinung nach nur schreiben, wenn man sie redlich durchdacht hat, und gerade dann wird man nicht gern im engen Rahmen ein paar Gedanken loslassen.

Endlich bin ich der Meinung, daß die Frage einen gewissen Mangel an Selbstvertrauen dokumentiert — der beiläufig meiner Meinung nach nicht berechtigt ist — und dadurch schädlich wirken kann. In allen Fällen sollte die Fragestellung sich nur auf Deutschland beziehen. Von vielen Ländern, in denen weit mehr Juden wohnen als bei uns, wissen die An-

gefragten überhaupt nichts. Eine vernünftige Antwort würde den verschiedenen Stand in den verschiedenen Ländern nie außer Augen lassen dürfen und schon dadurch das Thema viel zu umfangreich und komplex machen . . . .

Dr. Heinrich Meyer Cohn.

* * *

Geheimer Reg.-Rat Prof. Dr. Lazarus.

Verehrl. Redaktion! Ich muß darauf verzichten, Ihren Wunsch zu erfüllen, denn ich finde die Fragestellung als durchaus verfehlt. Falsch gestellte Fragen richten immer Schaden an, — ich will an solchem keinen Teil haben . . . .

Lazarus.

* * *

Derselbe als Antwort auf eine direkte Zuschrift.

Verehrter Herr! Die Sache ist ernst und wichtig, um nicht zu sagen heilig; sie kann nicht kurzer Hand abgethan werden, es ist mir aber unmöglich, Ihnen alle meine Gründe auseinanderzusetzen, weil meine Kraft von einer positiven Arbeit (wie Ihnen bekannt ist) streng gefesselt ist und auch nicht durch weitläufige Korrespondenz abgelenkt werden darf. Andeuten will ich zur Fragestellung nur dies: Sie sprechen von „Judentum“, unterscheiden es aber nicht von Judenheit. Das Judentum hat seit 100 Jahren nicht blos keinen „Niedergang“, sondern einen Aufschwung erfahren, wie er durch sechs Jahrhunderte vorher nicht erlebt worden; etwaige Schattenseiten dieses Aufschwunges treffen wiederum nicht das Judentum, sondern die Judenheit. Was aber die Juden betrifft, so stellen Sie Ihre Frage allgemein. Von einem „Niedergang“ kann z. B. in Rußland und Amerika nicht geredet werden; dort findet seit fast 30 Jahren eine geistige Bewegung statt, wie sie ebenfalls seit Jahrhunderten gefehlt hat, und in Amerika ist rühriges jüdisches Leben. Sie denken aber wohl besonders an Deutschland; auch hier erheischen die Fragen genaueste innersachliche Prüfung und Unterscheidung. Soll diese mit Hingebung geschehen, so will man eine Frucht davon erzielen; diese ist aber von einsam aufgestellten Ansichten nicht zu erwarten. Sollen 70 Leute zusammenwirken, so müssen sie die Fragen gemeinsam untersuchen, die Thatsachen prüfen, die Meinungen klären, die Mittel zur Abhilfe beraten und dieselbe werkthätig herbeizuführen bereit sein. Dies alles aber durch Ahronidische und nicht Korachitische Charaktere.

Lazarus.

Kulturaufgaben.

II.

Das erste moderne Rabbinerseminar ist im Jahre 1829 in Padua für die damals österreichischen Provinzen Lombardei und Venedig eröffnet worden. Auf Grund eines zu jener Zeit für den ganzen österreichischen Kaiserstaat erlassenen Gesetzes, das indessen nur in den italienischen Provinzen zur Durchführung gelangt ist, sollten die Rabbiner neben dem theologischen Fachwissen auch allgemeine, namentlich philosophische Kenntnisse besitzen. Der bekannte Schriftsteller S. J. Reggio in Görz schlug nun vor, daß sich die lombardisch-venezianischen Gemeinden zur Gründung eines „Collegium Rabbinicum“ vereinigten. Dieser Vorschlag fand Anklang und führte, wie bereits erwähnt, im Herbst 1829 zur Eröffnung des Rabbinerseminars in Padua.

Diese Anstalt, welche materiell so ungenügend dotiert war, hat für das Judentum der Gegenwart sehr viel Ersprießliches geleistet. Das lag aber nicht so sehr in der Verfassung des Kollegiums wie in der Persönlichkeit des einen Professors an demselben, — eines Mannes, der überhaupt einzig in seiner Epoche und eine ebenso seltene wie sympathische Erscheinung im Judentum war. Ich spreche von Samuel David Luzzatto.

Es wird noch eine andere Gelegenheit benützt werden, um der deutsch-jüdischen Leserwelt den Mann in seiner ganzen Eigenart und in seinem verdienstvollen Wirken zu schildern. Ich glaube umsomehr auf das Interesse der Leser rechnen zu dürfen, als dieser Gelehrte im allgemeinen in Deutschland so ziemlich unbekannt geblieben, während wir es mit einer epochemachenden Erscheinung zu thun haben, die wir mit den glänzenden Geistern der spanisch-jüdischen Epoche auf eine Stufe stellen dürfen. Für den Zweck, der in diesem Artikel verfolgt wird, genügt, wenn ich andeute, worin die Bedeutung des genannten Instituts bestand, nämlich darin, daß es von Anbeginn einen Lehrer hatte, der nicht nur ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter, ein unermüdlicher Forscher, ein geistvoller Litterarhistoriker, ein hochbegabter Dichter und einer der gediegensten Kenner des jüdischen Schrifttums gewesen, sondern, was in diesem Falle das wichtigste war: ein hochgestimmter und begeisterter Bekenner des Judentums, der die glühende Liebe zum Judentum auch auf seine Schüler übertragen und so eine gleichgestimmte Schule geschaffen hat. Es ist geradezu rührend, wenn einer seiner Schüler, der selbst ein bedeutender Gelehrter und thatkräftiger Förderer des Judentums war, über ihn schreibt: „Luzzatto ist ein vollkommener Gerechter, ein Edler, der vor Gott wandelt und nach dem Höchsten und Edelsten strebt“. Ein Schüler, der später die Theologie aufgegeben und freisinnigen Ideen huldigte (Luzzatto selbst war ein freisinniger Forscher, aber seine glühende Liebe zum Judentum ließ ihn konservative Bahnen wandeln) schildert trotz seiner freien Gesinnung seinen ehemaligen Lehrer: „ein wahrhaftiger Mann, gerecht und wahrheitliebend, uneigennützig bis zum höchsten Grade.“

Ein solcher Mann konnte in einem Rabbinerseminar eine Schar von jungen Leuten um sich sammeln, die er alle mit Enthusiasmus für die Sache unseres Stammes, mit Liebe zur jüdischen Wissenschaft erfüllt hat; er gab ihnen eine jüdische Erziehung, bildete eine Priesterschar aus, die möglichst dem biblischen Ideal der Priester nahe kam. „Sie lehrten Gottes Gesetze dem Hause Jakob und seine Lehre Israel“, wie es im Moseslied heißt. Die moralischen Erfolge, welche jene Schule erzielte, verleiteten viele Gemeinden und Korporationen dazu, das Heil Israels von der Gründung der Rabbinerseminare zu erwarten.

Keine aber der ins Leben gerufenen derartigen Anstalten hat je das Ideal des „Collegium Rabbinicum“ zu Padua erreicht. Jedoch waren die in Deutschland gegründeten Seminare im Anbeginn nicht so schlecht und demoralisierend, wie sie es im Laufe der Zeit geworden sind. Das Rabbinerseminar von Breslau, welches 1854 eröffnet worden ist, hatte bedeutende Lehrkräfte und stellte auch ursprünglich höhere Ansprüche an

die Jünger, die aufgenommen werden wollten. Die ersten Rabbiner, die aus jener Anstalt hervorgegangen, waren daher tüchtige Männer, wissenschaftlich gebildete Rabbiner und gute Leiter der Gemeinden. Nach und nach aber sind die meisten Seminare zu einer bloßen Farce herabgesunken. In manchen herrschen geradezu beschämende Zustände. Es werden Schüler aufgenommen, die kein Wort Hebräisch verstehen; auch werden sie nicht einmal dazu angehalten, an der Anstalt etwas zu lernen. Aus dieser unwissenden Masse rekrutiert sich dann das Reformrabbinertum. Junge Leute, welche für die Bühne verdorben sind, erhalten ihre theologisch-jüdische „Ausbildung“ unter der Leitung eines Predigerkomödianten und finden dann ihren Weg in verschiedene Gemeinden, um dem Judentum den letzten Rest zu geben.

Neulich wurde mir von glaubwürdiger Seite ein nettes Stückchen erzählt. Ein sogenannter „Rabbiner“ und Wortführer der Reformpartei in Westfalen besuchte längere Zeit eine hiesige jüdisch-theologische Anstalt, die ebensogut eine Schule für die Schauspielkunst hätte sein können, vorausgesetzt, daß sich die Bühnen mit so schlechten Leistungen zufrieden gegeben hätten. Unser Reformrabbiner in spe buchstabierte unter Aufsicht und Leitung eines polnischen „Bachur“ die Mischnah. Da wird an einer Stelle von der „Sotah“ gesprochen (4. Buch Mosis, 5, 11—31.) „Was ist das?“ fragt Holdheim II. Der Bachur gab die Erklärung, auf die citierte Stelle im Pentateuch hinweisend. Der gelehrige Schüler fand das Ganze sehr ergötzlich. „Solcher Unsinn kommt im Pentateuch vor!“ meinte er erstaunt. — Dies ist ein typisches Beispiel für die Art der Gelehrsamkeit, welche in den heutigen jüdisch-theologischen Anstalten zur Aufnahme hinreicht und später gepflegt wird. Wir wissen, daß selbst ein Volksschullehrer ein größeres Quantum von biblischer Belesenheit besitzen muß; wenigstens wird von ihm verlangt, die Bibel in deutscher Uebersetzung gelesen zu haben. Von unsern Reformrabbinern wird nichts erwartet; eine Portion von Dreistigkeit und komödienhafter Suffisancen reicht hinlänglich aus, um den Rabbiner fin de siècle zu schaffen. Die Hauptsache ist in solchen Fällen die stramme „freisinnige“ Richtung, die man sich aneignen kann, ohne etwas gelernt zu haben. Denn ich muß noch hinzufügen, daß der hoffnungsvolle Rabbiner, der sich für seinen Beruf so würdig vorbereitet hat, ein gewaltiger Reformer vor dem Herrn ist. Wenn ich ein hohes Alter erreiche, hoffe ich ihn noch als Oberrabbiner der Berliner Gemeinde predigen zu hören. Viel zu vergessen braucht er nicht dazu.

Dr. S. Bernfeld.

Die Synagogenweihe in Königsberg.

P. Königsberg i. Pr., 30. August.

Am 25. August cr. beging die hiesige jüdische Gemeinde die Weihe ihrer neuen Synagoge. Damit ist derselben ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen, dem sie seit Jahrzehnten entgegengestrebt, der etwa seit 12 Jahren, dem Zeitpunkte, da dieser Wunsch praktische Gestaltung anzunehmen begonnen, die beteiligten Kreise unausgesetzt in Spannung gehalten. Die alte, seit 1815 bestehende Synagoge hatte dem steigenden Bedürfnisse der an Mitgliederzahl bedeutend angewachsenen Gemeinde sowohl in ihrem Raumumfange, als auch nach der Seite der Repräsentation — zumal an den hohen Festtagen — schon lange nicht mehr genügt, aber erst als durch das Vermächtnis des Geheimen Kommerzienrats Simon für den Baufonds ein Grundstock von 200,000 Mk. geschaffen und in dessen Folge der Opfersinn der Gemeinde, durch Herrn Rabbiner Dr. Bamberger dafür aufs lebhafteste angeregt, in freiwilligen Beiträgen weitere 300,000 Mk., d. i. $^{5}/_{7}$ der notwendig erachteten Bausumme zusammengebracht, konnte man an die Verwirklichung des Wunsches nach einer den veränderten Gemeinde- und Zeitverhältnissen entsprechenden neuen Synagoge herantreten. Ein geeignetes Bauterrain wurde auf dem Lindenmarkt in nächster Nähe des berühmten Königsberger Domes gewonnen, und hier erhebt sich denn, in Entwurf und Ausführung geschaffen von den im Wettbewerb erster Meister auf dem Gebiete des Kirchenbaues als Sieger hervorgegangenen Architekten Cremer und Wolffenstein in Berlin ein Bau, der nach sachverständigem Urteile sowohl in seiner Plangestaltung, als auch in seiner äußeren Erscheinung, wie endlich auch in Bezug auf seine Innenwirkung als ein Kunstwerk ersten Ranges anzusehen ist, eine Zierde der Stadt, der Stolz der Gemeinde.

Ueber den letzten Gottesdienst in der alten Synagoge am 22. dieses Monats haben Sie bereits berichtet. Drei Tage später, am 25. August vormittags 11 Uhr, versammelte sich die Gemeinde zum ersten Male in ihrem neuen prächtigen Gotteshause, das in dieser Stunde seiner Bestimmung übergeben werden sollte. Die Synagoge war bis auf den letzten Platz und zum Teil auch in den breiten Gängen von einer festlich gestimmten Menge gefüllt. Die vordersten Sitzreihen waren für die Ehrengäste reserviert. Es waren erschienen die Herren Oberpräsident Graf Bismarck, Stadtkommandant Generallieutenant Keyler, andere hervorragende Vertreter der Staats-, Kommunal- und Schulbehörden und viele Notable aus der Provinz. Aber der Reichtum an hervorragenden Männern aus Stadt und Provinz, der sich hier zur Freude und zum berechtigten Stolze der jüdischen Gemeinde zusammengefunden, er konnte doch die Lücke nicht ausfüllen, welche die Feier durch die Abwesenheit des von seiner Gemeinde verehrten und bewunderten Rabbiners, des Herrn Dr. Bamberger, erfuhr. Er, der in langer 30jähriger Amtsthätigkeit mit seiner Gemeinde verwachsen, der ihr Berater gewesen und zumeist auch ihr glücklicher Führer bei allen bedeutsamen Vorkommnissen — er war durch schwere Krankheit gerade in dieser Stunde von seiner Gemeinde getrennt. Doch nur der Raum trennte sie; im Geiste waren Rabbiner und Gemeinde auch in dieser hohen Festesstunde bei einander. Wie jener sich gewiß zum inbrünstigen Gebete für seine geliebte Gemeinde erhoben, so ließ diese ihre Segenswünsche für ihren kranken Rabbiner durch den zu seiner Vertretung berufenen Festredner, Herrn Rabbiner Dr. Werner-München, zum Himmel senden. Die Wahl des letzteren war durch die innige Freundschaft, die ihn seit vielen Jahren mit dem erkrankten Amtsbruder verbindet, wie durch die Sympathien und die Wertschätzung, die man Herrn Dr. Werner von seiner Amtsthätigkeit in Danzig her stets entgegengetragen, von vornherein bestimmt, und der Verlauf der Feier hat gezeigt, daß die hiesige Gemeinde keine glücklichere Wahl hätte treffen können.

Die Feier setzte mit einem von Herrn Musikdirektor Franz gespielten Orgelpräludium ein. Nach dessen Schlusse stimmte ein von Damen und Herren der Gemeinde gebildeter Chor den von Herrn Kantor Birnbaum eigens für diese Gelegenheit stimmungsvoll komponierten Psalm 24, 7—10 an. Unter dessen Klängen und geführt von dem Herrn Kantor bewegte sich der Zug der von auswärts zur Feier erschienenen Rabbiner, gefolgt von Herrn Rabbiner Dr. Pick und den beiden Synagogenvorstehern, den Herren Kommerzienrat Cohn und Laser mit den reichgeschmückten Thorarollen durch die Synagoge zum Allerheiligsten. Dem Einbringen der Thorarollen unter entsprechender Liturgie folgte das Anzünden der ewigen Lampe, ein Akt, der durch die dabei von Herrn Rabbiner Dr. Werner gesprochenen köstlichen Worte alle Herzen ergriff.

Ein kurzes Orgelspiel, und der Vorsitzende des Gemeindevorstandes, Herr Professor Dr. Samuel, bestieg die Kanzel zu einer Ansprache, in der er allen, die zum Gelingen und Vollbringen des schönen Werkes beigetragen, den Dank des Gemeindevorstandes aussprach und den Wunsch ausdrückte, daß der Bau der jüdischen Gemeinde, wie auch den Mitbürgern der andern Konfessionen, mit denen wir uns eins fühlen, in treuer Mitarbeit für Staat und Gesellschaft, für Handel und Gewerbe, für Wissenschaft und Kunst, für fleißiges Schaffen aller Art zum Segen gereichen möge; denn das belehrende Wort, das je von dieser Kanzel aus zur Gemeinde gesprochen werde, es wird uns — dem Geiste der jüdischen Sittenlehre entsprechend — in allem zu dem gleichen rechtlichen Thun dem Juden wie dem Nichtjuden gegenüber anregen und treue Hingabe an das Wohl des Vaterlandes in unserm Herzen pflegen. Die Weihe der nun geschlossenen alten Synagoge sei s. Zt. mit der Einsegnung der 15 Freiwilligen für den Feldzug 1815 verbunden gewesen; wenn je wieder das Vaterland seine Söhne zum Schutze der heimatlichen Gaue aufrufe, so werde die Jugend, die in diesem Tempel zum Fahneneide vorbereitet werde, gewiß auf dem Felde der Ehre ihre Pflicht thun, wie ihre Väter und Großväter sie gethan haben.

Volltönend und in bekannter Schöne ergossen sich nun die Weisen des Lewandowskischen Festpsalms (Psalm 84) „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Ewiger Zebaoth", durch die Hallen, verschönt durch das herrliche Sopransolo des Fräulein Paula Wohlgemuth, einer Schülerin des Professor Deppe-Berlin. Dem schloß sich die Festrede des Herrn Rabbiners Dr. Werner-München an. Geist- und phantasievoll entworfen, in bilderreicher und packender Sprache geformt und mit rhetorischer Wucht vorgetragen, erfüllte die Rede vollkommen ihre Bestimmung, den eigentlichen geistigen Mittelpunkt der Feier zu bilden. In Anlehnung an das Textwort V. 27, 5—8 behandelte der Redner, auf dessen Darlegungen ausführlich einzugehen wir uns versagen können, da von dem Vorstand die Rede demnächst durch den Druck veröffentlicht werden wird, in drei Teilen das Verhältnis der Religion zur Ethik, zum Optimismus und zur Wissenschaft, und entwickelte daraus die Aufgabe und Bedeutung des modernen Gotteshauses als einer Schule der Sittlichkeit, der Glückseligkeit und der religiösen Erkenntnis. Redner schloß mit dem Gebete für König und Vaterland, für die Behörden der Provinz und Stadt, für die Gemeinde, ihre Rabbiner und Führer.

Der Gesang der Bachschen Fuge „Alles was Odem hat, lobe den Herrn", beschloß die erhebend verlaufene Feier. Während sich die Festversammlung verlief, beglückwünschte der Herr Oberpräsident und der Herr Stadtkommandant Herrn Dr. Werner zu seiner ergreifenden Rede, und ersterer sprach den Wunsch aus, daß alle Teilnehmer seine herrlichen Worte auch beherzigen mögen; auch erkundigte er sich mit Teilnahme nach dem Ergehen des erkrankten Herrn Dr. Bamberger.

Am Nachmittage desselben Tages fand dann noch ein Festmahl im großen Saale des Stadthauses, dem Junkerhofe, statt. Hier versammelte sich noch einmal das Gros der Gemeinde, um ihrer Freude über das glücklich zu Ende geführte Werk in ungezwungeneren Formen Ausdruck geben zu können und all denen im speziellen zu danken, die seit Jahr und Tag an der Idee des Baues und ihrer praktischen Verwirklichung beteiligt gewesen oder als gern gesehene Gäste von auswärts zur Feier gekommen, dieselbe durch ihre Anwesenheit verschönend und hebend. Endlos wie das Dankgefühl in der Brust aller Nächstbeteiligten waren denn auch die Zahl der ausgebrachten Toaste. Von allgemeinem Interesse und symptomatisch für das glückliche Verhältnis in dem hierorts die Judenschaft mit den Mitbürgern der andern Konfessionen lebt, dürfte der Toast des Herrn Bürgermeisters Brinkmann sein (den wir an anderer Stelle im Auszuge wiedergeben. Red.).

So war die Feier nach Plan und Bestimmung ursprünglich für ein religiöses Gemeindefest eingerichtet, durch die herzliche Teilnahme weiterer Kreise ungeahnt über ihren engen Rahmen hinausgewachsen, hatte sich zu einem Opferfeste reinster, edelster Humanität ausgebildet. Aufgegangen war in dieser Stunde die edle Saat, die die Gemeinde durch Generationen von der Stätte ihres Heiligtumes aus in ihre Häuser getragen, dieselben zu Pflegstätten reinen Menschentums gestaltend. Die Liebe, die daraus erwachsen und die nie still gehalten vor der Thüre des Andersgläubigen, sie klang jetzt wieder zurück und segnete die Stätte, die sie geboren. Möge die neue Synagoge einen gleichen Geist zeugen!

Von Breuer bis — Breuer.

M. Frankfurt a. M., 25. August.

Bei den neuesten Ereignissen in der hiesigen orthodoxen Separat-Gemeinde glaubt man sich ins Reich der Träume oder — nach Halbasien versetzt. Was ist das Eigentümliche des Traumes? Er macht das Unglaubliche, das Unmögliche zur Wirklichkeit, freilich zur *subjektiven Wirklichkeit*. So ist in der Adaß-Jeschurun-Gemeinde das Unglaubliche, das Unmögliche zur Wirklichkeit, freilich zur objektiven Wirklichkeit geworden: Dr. *Breuer bleibt*, — bleibt, nachdem er seit Monaten seine Berufung an die große, ruhmreiche (!) „Schiffschul" in Wien der Oeffentlichkeit verkündet, nachdem er die Annahme dieser Berufung seiner Gemeinde notifiziert, nachdem er am Sabbat Paraschath Schoftim seine großartige, thränenreiche, erschütternd-rührende Abschiedsrede in der Adaß-Jeschurun-Synagoge gehalten, nachdem er schon seine Möbel nach Wien transportiert hat — kurz nachdem zur Uebersiedlung nach Wien nichts weiter gefehlt hat, als die Abreise des Herrn Rabbiner Dr. Breuer, nachdem schon die Stunde

der Abreise festgesetzt war, und einige Getreue sich in Gala geworfen hatten, um dem scheidenden Lehrer an der Bahn noch eine „glückliche Reise“ zuzurufen — ganz im letzten, im allerletzten Augenblicke hat sich das Blatt gewendet: Herr Dr. Breuer bleibt!

Das Interregnum „von Breuer bis Breuer“ hat also nicht lange gedauert; die Trauer der Anhänger, der Jubel der Gegner haben ein schnelles, ganz unerwartetes Ende gefunden: die Trauer hat sich in Jubel, der Jubel in Trauer verwandelt; Rabbiner Dr. Breuer geht nicht nach Wien, er bleibt in Frankfurt! —

Sie kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel, diese Kunde; man hätte es für ebenso wahrscheinlich gehalten, daß der Himmel zur Erde stürzt, daß . . . daß Stöcker der Nachfolger Breuers wird, als daß Breuer sein — eigener Nachfolger werden würde. Man war in den Kreisen, die die Sache näher angeht, einfach wie vor den Kopf gestoßen. — In dem großen Erstaunen, in der Aufgeregtheit und Ueberraschung war der erste klare Gedanke, der sich aller bemächtigte: Was ist denn geschehen, wodurch das Unglaubliche zum Ereignis geworden? Wer, was hat dies Wunder bewirkt? Welcher deus ex machina hat diese Peripetie herbeigeführt?

Nun, der deus ex machina war durch einige geschickt hingeworfene Andeutungen der Anhänger Breuers bald gefunden: Baron Rothschild, so hieß es, habe beim Abschiede den Herrn Dr. Breuer veranlaßt, gezwungen — wenn Rothschild „veranlaßt“, dann „zwingt“ er, nach Frankfurter Begriffen — in Frankfurt zu bleiben. Man hatte also gleichsam die Rechnung ohne den „Wirt“ gemacht. Bei Herrn Baron Rothschild ist es nichts Ungewöhnliches, daß „seine Gedanken nicht unsere Gedanken“ sind. Von seiner höhern Warte aus, von seiner über der Menschen Kleinlichkeit, über der Parteien Haß und Liebe erhabenen Stellung aus habe er das Schwert, als es schon verderbendrohend über den Hals der Adaß Jeschurun niedersauste, zum Stillstand gebracht und in die friedliche Scheide zurückgeführt. Diese Erklärung fand viel Glauben, denn wer außer Rothschild hätte ein so Unmögliches möglich machen, ein solches Wunder bewirken *können*?

Freilich fragte man sich auch: Was mochte wohl Rothschild dazu veranlaßt, welche Motive mochten den Herrn Baron geleitet haben? Auch darauf war eine Antwort zu finden. Die Freunde Breuers erblickten darin einen Zug des Rothschildschen Frankfurter Patriotismus: Frankfurt sollte diese herrliche Perle in seiner reichen Krone nicht verlieren. Sie erblickten darin einen Beweis, daß sie den Herrn Baron zu ihren Parteigenossen, zu den Verehrern Breuers zählen durften.

Die Gegner Breuers, die die bittere Pille einer solchen Parteinahme des Herrn Baron für Breuer freilich nur schwer hinunterschluckten, gaben die Erklärung: Rothschild wollte einen verhängnisvollen, erbitterten Wahlkampf der Adaß-Jeschurun-Gemeinde ersparen.

Daneben kursierten auch Gerüchte, es habe Herr Dr. Breuer in den letzten Tagen den Vertrag von dem Vorstande der „Schiffschul“ erhalten, und dieser Vertrag sei in wesentlichen Punkten von dem Ideal abgewichen, welches der „Israelit“ die ganze Zeit über von der zukünftigen Stellung Breuers schmeichelnd skizziert hatte. In diesem Vertrage habe ein Paragraph gelautet: „Ohne Erlaubnis des Oberrabbiners Dr. Güdemann dürfe Herr Dr. Breuer keine Trauung vollziehen.“ Ein anderer Paragraph habe dasselbe von den Grabreden stipuliert u. s. w. Davon habe der Herr Baron gehört, und das habe ihm doch keine würdige Stellung geschienen für einen Mann, der in — Frankfurt a. M., wenn auch nur in der Adaß Jeschurun, Rabbiner gewesen.

Eine andere Version führte das allgemein bekannte gute *Herz* Rothschilds ins Treffen: Rothschild habe Mitleid mit dem solchergestalt seiner besten Revenüen beraubten Dr. Breuer gehabt, und da dieser in seiner unbegrenzten Selbstverleugnung trotzdem nach Wien gehen wollte, so habe Rothschild einen *Machtspruch* gethan: er habe es einfach nicht geduldet.

Die Legende von dem so schroffen Eingreifen Rothschilds in die Gemeinde-Angelegenheit der Adaß Jeschurun begegnete freilich, besonders bei denen, die den Herrn Baron näher kannten, auch sehr lebhaftem Zweifel, und wie berechtigt dieser war, das hat sich inzwischen ganz evident erwiesen: Diese Legende ist durch eine dem Herrn Baron nahestehende Persönlichkeit einfach *dementiert* worden.

Da nun so alle Stränge reißen, die aus der exzeptionellen Größe Breuers geflochten sind, gewinnt allmählich eine viel einfachere Erklärung immer mehr Glauben, die an das „Menschlich-Allzumenschliche“ in Breuer anknüpft.

Man fängt nämlich an zu glauben, — woran Herr Direktor Dr. Hirsch noch nie gezweifelt haben soll, — daß Herr Dr. Breuer von vornherein gar nicht die Absicht gehabt habe, nach Wien zu gehen, indem er am allerbesten wissen konnte und wissen mußte, daß der Weg von der „Adaß Jeschurun“ zur „Schiffschul“ nicht aufwärts, sondern abwärts gehe. Allein er habe seiner Gemeinde Gelegenheit geben wollen, ihm Beweise ihrer Anhänglichkeit und Verehrung zu geben, ihn nicht fortgehen zu lassen, ihn zu zwingen, in Frankfurt zu bleiben.

Warum er das gethan? Naive Gemüter glauben, er habe gefühlt, daß der Boden unter seinen Füßen nicht mehr so fest sei; er habe eingesehen, daß er einige Fehler gemacht, und er habe den etwaigen Versuch der Gemeinde, ihn das fühlen zu lassen, im Keime ersticken wollen, indem er den Teufel: Demission und Uebersiedlung an die „Schiffschul“, recht grell an die Wand malte.

War das seine Absicht, so war sie ganz verfehlt, und es konnte keine ungünstigere Situation gewählt werden, als die Zeit nach den Affairen „Neuhof“ und „Lehrer Plaut“, wie ja der Ausgang gezeigt hat.

Aber diese Annahme ist eine Naivität: Rabbiner Dr. Breuer ist von seiner Unfehlbarkeit so durchdrungen, daß ihm nichts ferner liegt, als die Erkenntnis, einen *Fehler* gemacht zu haben. Wäre diese Erkenntnis vorhanden, so giebt es andere, kürzere, weniger gefährliche und weniger aufregende Wege, um Fehler gut zu machen, als das „Schiffschul“-Va banque-Spiel. Herr Dr. Breuer ist von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Adaß Jeschurun täglich dem himmlischen Vater für das hohe Glück, ihn zum Rabbiner zu haben, einen besondern Dank abstatten müsse. Wenn es das Privilegium des Spaniers ist, *stolz* zu sein, so ist an Herrn Dr. B. ein Spanier verloren gegangen. Und wahr-

scheinlich war es dieser Stolz: „Ich bin Dr. Breuer!“ der dem ganzen Vorgehen zu grunde lag.

Wie jede Leidenschaft, will auch der Stolz von Zeit zu Zeit seine besondere, aus dem betäubenden Einerlei der Gewohnheit sich abhebende Befriedigung finden, um sich zu genießen. Wie der Gesunde seine Gesundheit erst dann wonniglich empfindet, wenn er nach einem Krankheits-Intermezzo wieder gesund wird; wie der Reiche das freudige Gefühl des Besitzes durch die Gewohnheit einbüßt und erst dann wieder empfindet, wenn die Furcht, das Vermögen zu verlieren, recht nahe gerückt ist, — also in dem erneuten In-den-Besitz-kommen, — so scheint der Stolz: „Ich bin Dr. Breuer, ich bin Frankfurter Rabbiner!“ auch das Bedürfnis gehabt zu haben, durch das Risiko, alles zu verlieren, von Zeit zu Zeit sich wieder zu gewinnen.

„Und setzest Du nicht das Leben ein,
Nie wird Dir das Leben gewonnen sein.“

Das ist die wahrscheinlichste psychologische Erklärung für das wiederholte Breuersche Spiel mit dem Feuer „Demission“. An Berufungen nach dieser oder jener Gemeinde konnte es nicht fehlen. Es war ein Vergnügen für ungarische und österreichische Gemeinden, den „Probepfeil“ einer Berufung an Herrn Dr. Breuer abzuschießen. Das war der kürzeste Weg, um von dem „Israelit“ als eine der ersten und bedeutendsten Gemeinden des Judentums glorifiziert zu werden. So war vor etwa drei Jahren plötzlich die Gemeinde Neutra durch einen „Rabbonus-Brief“ an Herrn Dr. B. zu Ehr' und Ruhm gelangt. Neutra ist ja auch in Ungarn außerordentlich berühmt wegen seiner — Diebe: „Neutraer Gannowim“ sind in Ungarn sprichwörtlich. Kursiert ja in Ungarn ein Bonmot von einem Darschan (Prediger), der in Neutra eine „Derascha“ (Predigt) folgendermaßen eingeleitet habe: „Gewöhnlich ‚stellt man sich‘ (im Jargon: „knüpft man an“) bei einer Droscho auf einen Possuk (Vers) oder Midrasch; ich stelle mich auf — meinen Koffer, damit er mir nicht gestohlen werde.“ Aber der Rabbonus-Brief an Herrn Dr. B. hatte vor einigen Jahren genügt, um der Gemeinde Neutra einen Ruhmeskranz erster Güte zu winden.

Ganz dieselbe angenehme Erfahrung hatte ja auch die bis zur Berufung des Herrn Dr. B. ganz obskure „Schiffschul“ gemacht. Sie war auf einmal eine der wichtigsten Positionen des Judentums geworden, zu deren Führung der beste Mann gerade gut genug sei. Warum sollte eine obskure ungarische oder österreichische Gemeinde nicht so billigen Kaufes ihr Lob singen lassen? —

So ist es erklärlich, daß Herr Dr. B. in der glücklichen Lage war, einen Rabbonus-Brief von dieser oder jener Gemeinde bei Bedarf auf Lager zu haben, um das Bedürfnis seines Stolzes und Hochgefühls, sich zu regenerieren und neu zu empfinden, durch Drohung mit Demission befriedigen zu können.

Für die Adaß-Jeschurun-Gemeinde wäre ja dies Spiel ein ebenso angenehmes gewesen. Auch sie hätte ja das Hochgefühl, Herrn Dr. B. als Rabbiner zu besitzen, dadurch mit immer erneutem, durch keine Gewohnheit des Besitzes abgeschwächten Reiz empfunden, wenn dies Hochgefühl ursprünglich vorhanden gewesen und der Besitz des Herrn Dr. B. als ein so hohes Glück betrachtet worden wäre. Da dies aber nicht der Fall war, so bedeutete für die Gemeinde eine von der Bildfläche entschwundene Demission eine Art getäuschter Erwartung, eine unerfüllte Hoffnung.

Niemals war aber die Hoffnung, Herr Dr. B. möge die „Residenz“ der Orthodoxie verlassen und einen „Statthalter-Posten in irgend einer Grenzprovinz“ annehmen*) lebhafter in der Gemeinde vorhanden, als gerade in den letzten Monaten. Aber was alle Welt wußte, was ein öffentliches Geheimnis war, das blieb der Hauptperson verborgen. Herr Dr. B. hatte keine Ahnung davon, daß die Situation, seinem Stolz das Spezial-Vergnügen einer Demissions-Komödie zu gönnen, niemals ungünstiger lag, als in den letzten Monaten. So kam es denn, wie es gekommen ist: Herr Dr. B. nahm die Berufung nach der Wiener „Schiffschul“ an, in der sicheren Erwartung, Frankfurt werde, bei dem Gedanken ihn zu verlieren, aus den Fugen gehen. Frankfurt ging aber nicht aus den Fugen. Herr Dr. B. dachte: Die Gemeinde wartet, bis das Schreckgespenst etwas greifbarer geworden, um einen größern Effekt zu bereiten. Die Greifbarkeit wuchs, die Uebersiedlung des Herrn Dr. B. rückte immer näher, aber — die Gemeinde verharrte in ihrer apathischen Unthätigkeit.

„Nein, der äußerste Punkt ist die Abschiedsrede! Im letzten Augenblicke soll das drohende Verhängnis von Frankfurt abgewendet werden!“ — Die Abschiedsrede war gehalten, herzzerreißend war der Trennungsschmerz von der Kanzel hernieder, dreiviertel Stunden regnete es Thränen aus den Augen des Predigers und der — Frauen, aber die Gemeinde und die Vorsteher thaten noch immer keinen Schritt, um Herrn Dr. B. festzuhalten. Es verging der Sonntag, es verging der Montag, die Möbel wurden schon nach Wien geschickt . . . „Wahrhaftig, diese Frankfurter wissen ihr Glück nicht zu schätzen, oder sie sind zu . . . schüchtern, sie lassen mich am Ende wirklich gehen!“ — so dämmert es plötzlich beängstigend in der Seele des Herrn Dr. Breuer.

Da kam der große Augenblick, wo Herr Dr. B. das Höchste thun konnte, was eine Herde von ihrem Hirten erwarten kann: er empfand seine Unersetzlichkeit für seine Gemeinde und — blieb! Warum sollte er auch nicht bleiben? Hatte er ja doch nie gehen wollen! Was konnte er dafür, daß seine Gemeinde seine Intentionen nicht verstand? Das ist nun einmal so in Deutschland. Wäre Frankfurt a. M. eine ungarische Gemeinde, das rechte Verständnis würde nicht gemangelt haben. Diesem Verständnis muß man zu Hilfe kommen, es muß die Frankfurter Gemeinde zur Höhe ungarischer Geisteskraft erzogen werden, und — er blieb.

Wie wird Frankfurt aufjubeln, wenn das, was noch zu hoffen keine Phantasie so kühn war, was die Gemeinde gar nicht mehr zu erstreben den Mut hatte, nun doch wieder zur Wirklichkeit geworden: Dr. Breuer bleibt!

Wenn Herr Dr. B. etwas derartiges sich vorgestellt hat, was nach dem Urteil derer, die ihn kennen, gar nicht ausge-

*) In einem Abschiedsartikel, den der „Israelit“ Herrn Dr. B. widmete, wurde die „Schiffschul“ als eine „Grenzprovinz“ gefeiert und die Opferfreudigkeit des Herrn Dr. B. gepriesen, der eine „Residenz-Provinz“ aufgegeben, um die „Statthalterschaft“ in Wien übernehmen zu können.

schlossen ist, so hat er sich gründlich geirrt. Ja, die Verblendung der Frankfurter geht so weit, daß der größte Teil der Adaß Jeschurun nun sogar die Forderung stellt: „Eine Neuwahl vornehmen! Herr Dr. Breuer hat gekündigt, hat Abschiedsrede gehalten, die Stelle ist also vakant geworden und kann nicht wieder ohne eine Neuwahl besetzt werden!“ — Nun, Herrn Dr. B. bleibt noch immer die Möglichkeit, diese Forderung als das Bestreben aufzufassen, ihm durch eine Neuwahl ein großartiges Vertrauens-Votum zu geben. —

Was nun kommen wird, weiß man nicht. Sicher ist, daß die Adaß Jeschurun gar nicht erbaut ist von dem Spott, für den sie Herrn Dr. B. vertrauensvoll sorgen lassen kann. Thatsache ist ferner, daß Herr Dr. B. am Sabbat nach seiner Abschiedsrede noch keine Antrittsrede gehalten hat, was man doch in Analogie dessen, daß auf „Schwarz-Schabbos“ (Sabbat Chason) der „Sabbat Nachamu“ folgt, wohl hätte erwarten können. —

In der größten Verlegenheit wird freilich der — liebe Gott sein. „Der Ribbaunau schel aulom wird sich“ — wie Rabbi Tewele Bondi einst in einer Deroscho sagte — „jetzt gar keine עצה (keinen Rat) mehr geben können“, was Er jetzt mit der bedrohten Grenzprovinz „Schiffschul“ anfangen soll, da der „treue Diener“, der „bedeutende, charakterfeste, außerordentlich gelehrte und befähigte Mann“ *) sich nun weigert, die „Residenz“ zu verlassen, und im „Bewußtsein, in Wien für unsere heilige Sache wie wenige wirken zu können“, die Stelle an der Wiener „Schiffschul“ anzunehmen.

In diese Verlegenheit hätte Herr Dr. B. den Ribbaunau schel aulom wirklich nicht bringen sollen, ebensowenig wie es der „Israelit“ verdient hat, von Herrn Breuer so dementiert zu werden. Die neuesten Nummern des „Israelit“ enthalten kein Sterbenswörtchen über Herrn Dr. B. und sein Bleiben in Frankfurt — ist das nicht ein beredtes Schweigen? — Difficile est satyram non scribere. „Es fällt schwer, keine Satyre zu schreiben.“

Zur Lage in Ungarn.

O. W. Budapest, 28. August.

Sehr geehrter Herr Redakteur! Gestatten Sie mir, daß ich von hier aus mein vielleicht bescheidenes Wort erhebe, um die Lage der Juden in Ungarn von etwas neuerem, aber wohl nicht ganz neuem Gesichtspunkte aus zu beleuchten.

Es geschehen hier auch Dinge, die gewiß bald — sobald sie Gelegenheit haben — dieselben Ereignisse zeitigen werden, ja vielleicht noch in häßlicherer Form, wie die Wiener Angelegenheiten. Leider sind unsere konfessionellen Blätter zu sehr von Parteizwist befallen und vergeuden ihre besseren Kräfte, Neologe und Orthodoxe, auf gegenseitige Niederreißung, als wenn sie gar keine äußeren gemeinsamen Feinde hätten. Und in der Beurteilung der Ereignisse und deren Konsequenzen sind sie etwas optimistisch.

Die Rezeption hat uns ganz verblüfft; ich meinerseits glaube nicht so fest an die wirkliche überzeugungstreue Judenfreundlichkeit der liberalen Partei.

Sehr oft bemerke ich Symptome, wo mir die „Verfolgung“ der Volkspartei durch die Regierung nur als eine scheinbare Verfolgung vorkommt. Vielmehr glaube ich schon seit langer Zeit, daß unsere Regierung hier — à la Badeni — eine Macht emporwachsen läßt, die ihr gar nicht so sehr zuwider ist, um im geeigneten Momente sich mit diesem „Feinde“ zu fusionieren. Unsere liberalen Blätter wetteifern darin, daß sie bei Mitteilung einer Volkspartei-Versammlung die Anzahl der Anwesenden auf die Hälfte oder sehr oft auf den zehnten Teil verkleinert vorgeben. Warum die Krankheit nicht konstatieren, so wie es ist und steht? Durch solche gewissenlose Ignoranz wird der antisemitischen Volkspartei nichts geschadet und den Juden nichts genützt. Oder heißt das schon die „Verfolgung“ der Volkspartei? Wer weiß, ob diese Ignoranz nicht auch einen feineren, taktischeren Antisemitismus in sich birgt, und die jüdischen Mitarbeiter der liberalen Blätter, die solche Irrdaten verbreiten und dadurch die Verteidigung hemmen — oder sich zur Verteidigung erst zu spät anschicken — sind auch die unwillkürlichen Mitarbeiter des Antisemitismus. Vieles, vieles sollte bei uns anders sein, als es ist. Wir haben in den letzten Jahrzehnten sorgloser gelebt, als unsere deutschen Stammesgenossen, wir waren mit dem Antisemitismus nie in solch direktem Verkehr, als unsere deutschen und österreichischen Genossen, und haben von den Ungarn gelernt, den Schaden, das Feuer erst dann wahrzunehmen, wenn uns das Feuer schon auf die Nägel brennt.

Im Parlament sitzen die Juden — mit Ausnahme eines — auf den Regierungsbänken. Wenn es wahr ist, daß das ungarische Volk so tief in der Seele den Juden gut gesinnt ist — was ich selbst glaube —, wozu dann diese unbegrenzte Anhänglichkeit zur Regierungspartei, da es ja doch nicht die Regierung ist, die uns beschützt, sondern die öffentliche Meinung, das Volk. Die liberale Partei, also die Regierung, ist in dem Auge des Volkes so ziemlich unsympathisch, und unsere jüdischen Abgeordneten — die nebenbei gesagt, die dringendsten Gelegenheiten versäumen, um ihre Worte gegen die gewissenlosen und höchst ungesetzlichen Blutmärchen-Agitationen der Volkspartei zu erheben — degradieren sich meistens zu willenlosen Stimmapparaten der Regierung.

In der Lueger-Angelegenheit hat auch kein einziger Liberaler das Wort erhoben, um die Regierung zu interpellieren, sondern nur ein 1848er Opponist, Meßlenyi, war es, der dies that. Die Vogel Strauß-Politik-Antwort des Ministerpräsidenten ist Ihnen ja gewiß bekannt.

Was nützt es uns, wenn einzelne jüdische Großindustrielle oder Großkapitalisten mit Ritterorden dekoriert werden, nebstbei aber die Verbreitung, ja sogar sehr oft die ungesetzlichste, hetzerischeste Verbreitung des Antisemitismus geduldet wird? Das dürfte auch dem „Asemitismus“ etwas ähnlich sein — dekorieren wir den Juden, aber nehmen wir ihnen die Luft.

Ungarn war bis in letzter Zeit eine Insel der religiösen Toleranz. Wenn wir aber auch hier den Boden verlieren, welches Land wird dann das für die Antisemiten beschämende Beispiel bieten, um sie vor noch frecheren Hetzereien zurückzuhalten?

Nördlich haben wir galizischen und russischen Antisemitismus, westlich den österreichischen und deutschen, südlich

---

*) Vgl. „Israelit“ Nr. 66: „Ein Wort zum Abschied.“

den rumänischen — nun fehlt uns noch der radikale ungarische Antisemitismus.

Das Volk der Magyaren ist im Grunde genommen den Juden gut gesinnt. Diese jedoch mehr phlegmatische Güte stammt daher, weil das Volk hier fast immer materiell gut und sorgenlos leben konnte. Das ist aber heutzutage nicht mehr der Fall. In dem heutigen antisemitischen Konzert spielt das wirtschaftliche Elend die Baßgeige, und dadurch können auch unsere, sonst edelgesinnten Bauern ihre Meinungen über die Juden ändern, besonders wenn sie dazu aufgehetzt werden. Außerdem ist ja die Hälfte Ungarns von Nationalitäten bewohnt, die den Juden nie so edel und gutgesinnt waren, als die Ungarn.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß wir in Beurteilung der Verbreitung des Antisemitismus in Ungarn sehr falsch denken. Die Beobachtungen über den Wasserstand des Antisemitismus in Ungarn werden in Budapest verfertigt. Die Verfertiger dieser Beobachtungen sind meist Juden, die dann ihre Meinungen durch die Budapester Journalistik bekanntgeben.

Budapest ist aber eine Stadt, wo man den Antisemitismus nicht direkt beobachten kann. Wir leben hier inmitten einer großen Anzahl von Glaubensgenossen, auf dem Lande und in der Provinz ist das aber anders. Deshalb sind die Meinungen über den Antisemitismus in Ungarn sehr oft optimistisch, weil diese Meinungen meistens aus Budapester Quellen herrühren.

Vielleicht werden wir noch rechtzeitig unsere Lage objektiver beurteilen, damit der Parteizwist sich aus unserer Mitte entferne und wir unsere Aufmerksamkeit auf andere, derzeit viel wichtigere Ereignisse lenken können.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 3. September.

— **Geheimrat Kayser.** Die Kolonialskandale, die jetzt bei uns auf der Tagesordnung sind, haben unsere Widersacher veranlaßt auf die Suche nach dem allezeit bewährten jüdischen Sündenbock zu gehen. Während sie aber sonst sich erst den Juden „machen" müssen, haben sie ihn diesmal wirklich gefunden, u. z. in der Person des Kolonialdirektors Kayser. Geheimrat Kayser — ein Vetter des ungetauften ehemaligen sozialistischen Abgeordeten Max Kayser — ist in der That ein getaufter Jude. Wann und wie er getauft wurde, darüber berichtet die hiesige antisemitische „Deutsche Zeitung" folgendes: „Geheimrat Kayser war als angehender Jurist mit Erfolg als Repetitor der Söhne des Fürsten Bismarck thätig gewesen. Aus Dankbarkeit nahm ihn der Fürst ins Auswärtige Amt als Sekretär, und Herr Kayser bewährte sich dort durch seine offiziösen Fähigkeiten. Es trat dann die Frage auf, wie man ihn in die höhere Karriere bringen könne, und dazu wurde ihm bedeutet, daß er sich taufen lassen müsse. Kayser war dazu bereit, und Herbert Bismarck ward Taufzeuge. Bei dem sich daran anschließenden Feste trat Graf Herbert Bismarck auf Kayser zu und sagte: „Sie sind doch noch ein ausgemachter Jude; die Taufe hat Ihnen gar nichts genutzt!" Sprachs, und schüttete ihm eine volle Flasche Champagner übers Haupt. So wurde Kayser Christ!" — Das antisemitische Organ merkt wohl gar nicht, daß es anstatt der Juden die Tauferei verspottet!

— **„Eine Lobrede auf das Judentum"**, gehalten von Herrn Bürgermeister Brinkmann in Königsberg auf dem anläßlich der Synagogenweihe veranstalteten Festessen, hat die verschämt und unverschämt antisemitische Presse in Aufruhr gebracht. Herr Brinkmann sagte u. a.:

„Hier in Königsberg leben die Bekenner aller Religionen und aller Konfessionen in Frieden und Eintracht neben und mit einander. Daß dem aber so ist, daran hat auch die hiesige jüdische Bevölkerung selbst kein ganz geringes Verdienst. Nur einiges sei mir in dieser Beziehung auszuführen gestattet. Darf ich beginnen mit dem, was mir zunächst liegt, so muß ich rühmend und dankend anerkennen die thätige und aufopfernde Mitarbeit unserer israelitischen Mitbürger nicht blos in der städtischen Verwaltung, sondern überhaupt in allen öffentlichen Angelegenheiten. Nur ungern und gewiß zum Schaden der Gesamtheit würden wir missen die Anhänger des mosaischen Glaubens in unserer Stadtverordnetenversammlung, in unserm Magistratskollegium, in den vielerlei Kommissionen und Deputationen, in den städtischen und sonstigen Ehrenämtern. Und so manches schöne und gute Werk wäre unterblieben oder doch nur halb gediehen, wenn nicht unsere jüdischen Mitbürger mit Rat und That mitgeholfen hätten und noch mithelfen würden. Wie wenig beanspruchen sie selbst dagegen fremde Beihilfe! . . . Nicht daß ich meinte, Armut käme bei ihnen überhaupt nicht vor! Aber stärker als anderswo wirken bei ihnen die Bande der Familienzusammengehörigkeit und der Freundschaft, groß und bewundernswert ist ihre Gatten- und Kindesliebe, und mancher glaubenseifrige Christ könnte sich hierin von ihnen ein Vorbild nehmen. . . . Empfänglich für jede Weiterentwickelung des Menschengeschlechts, erglüht für Kunst und Wissenschaft, erfüllt von wahrer und echter Humanität, dabei folgsam den Staatsgesetzen und königstreu, — so steht nicht blos vor meinem Geiste derselbe Jude, den man ehemals verbrannte und dem heute noch verblendete Fanatiker seine Rechte kürzen wollen. Und wenn dereinst die Gegensätze der Religionen und der Konfessionen sich derart ausgeglichen haben werden, daß der Mensch nur noch nach seinem innern Werte geschätzt und beurteilt wird, alle andern Unterschiede dagegen bedeutungslos geworden sein werden, wenn das Menschentum diesen Triumph erleben wird, so hoffe ich, daß bei der Feier dieses Triumphes die Königsberger Synagogengemeinde nicht unbeteiligt bei Seite stehen wolle. . . ."

Die gegnerische Presse spricht die Hoffnung aus, daß Herr Brinkmann sicherlich demnächst zum Judentum übertreten werde. Inderthat verdiente der Bürgermeister von Königsberg Jude zu sein, obwohl er der Königsberger Gemeinde nichts als Gerechtigkeit hat widerfahren lassen.

— **Juden und Christen und ihre Feiertage.** Dem strengkatholischen „Westf. Merkur" wird geschrieben: „Die Staatsbürger-Zeitung" ereifert sich darüber, daß in Kottbus der Herbstviehmarkt wegen des jüdischen Neujahrsfestes verlegt worden ist, während das Ersuchen, den großen Viehmarkt des Frohnleichnamstages wegen um acht Tage zu verschieben, abschlägig beschieden wurde. Trotz des Frohnleichnamstages fand der Viehmarkt statt und wegen des jüdischen Neujahrsfestes ist er verlegt worden. Wir begreifen und teilen die Gefühle der Katholiken über diese sonderbare Handhabung katholisch-jüdischer Parität; aber wir möchten da auf eine andere, als gerade die paritätische Seite der Sache hinweisen. Wenn der Viehmarkt am israelitischen Neujahrstage nicht verlegt worden wäre, so wären die Juden, in deren Händen der Viehhandel liegt (?), nicht gekommen und dann war zwar im Kalender Viehmarkt, aber es war kein Vieh da. Wir sind überzeugt, die Juden hätten eher auf das Geschäft verzichtet, als daß sie einen ihrer ersten Feiertage entweiht hätten. Das ist aber sehr respektabel von den Juden und verdient Nachahmung.

Nun braucht ein Viehmarkt nicht nur Verkäufer, sondern auch Käufer, und die Käufer sind Christen. Wenn diese nun auf Frohnleichnamstag nicht gekommen wären, um zu kaufen und die Juden hätten ihr Vieh wieder heimtreiben können, dann sind wir überzeugt, würde das nächste Mal ohne Eingabe der Frohnleichnamstag ein Grund gewesen sein, den Viehmarkt zu verlegen." — Wir haben diesen sachlichen und zutreffenden Ausführungen, ein einziges Fragezeichen ausgenommen, nichts hinzuzufügen.

— **Auch Du, mein — Tasso?!** Ein höchst interessanter alter Pfandschein ist in Florenz in einem Kuriositätenladen aufgestöbert worden. Er fand sich in einer Mappe, die mit alten Briefen und Skizzen gefüllt war und trägt das Datum 1570. Die Unterschrift — man höre und staune! — ist die des Torquato Tasso und der Schein enthält die Worte; „Ich, der Unterzeichnete, bestätige hiermit den Empfang von 25 Lire von Signor Abraham Levi, wofür er als Pfand erhalten hat: ein Schwert meines Vaters, 4 Leintücher und zwei Tischdecken. — Am 2. März 1570. Torquato Tasso".

— **Die Juden und der Weltfrieden.** Gelegentlich des in Saratoga (Amerika) tagenden Kongresses für schiedsrichterliche Beilegung von internationalen Streitfällen haben die jüdischen Bürger von New York und anderen Städten eine Kundgebung für die Bestrebungen des Kongresses in großem Maßstabe erlassen. Von besonderem Interesse ist es, daß die Seelsorger nicht nur der amerikanischen, sondern auch der englischen Gemeinden von Kanada mit ihrem ganzen Einflusse für den Kongreß eintreten. Die Kundgebung schließt mit den Worten: „Wir Seelsorger verpflichten uns, von der Kanzel und der Tribüne, durch die Presse und durch Vereine die heilige Sache des Friedens zu fördern und bei jeder Gelegenheit die öffentliche Meinung zu belehren, daß die schiedsrichterliche Entscheidung der einzige Weg zur Beilegung internationaler Differenzen ist, der der Vernunft, der Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Frömmigkeit entspricht."

Feuilleton.

Der Fanatismus des Glaubens und der Fanatismus des Unglaubens.

(Zum Neujahrsfeste.)

Die Religion hat schlimme Feinde, die ihr auf ihrem eigenen Boden erwachsen; einer der heftigsten und gefährlichsten war von jeher der wahnwitzige Eifer, der keine andere Meinung neben sich dulden will, der unter der Maske der Frömmigkeit in der Vergötterung der eigenen Ueberzeugung soweit geht, daß er gegen jede andere mit Feuer und Schwert wütet.

Nicht ganz so schlimm als anderwärts hat die Unduldsamkeit auf dem Boden unserer Religion geraft, deutlich sprechen es unsere Propheten, unsere Weisen aus, daß Gott nicht im Sturm, nicht im Feuer, sondern in der Milde und Liebe sich offenbart; aber Opfer genug hat der Fanatismus auch in unserer Mitte gefordert; der Talmud meldet, daß der Tempel zu Jerusalem in der Zeit des Titus zerstört worden ist „durch Streiten um nichts", durch Rechthaberei, die geringe Unterschiede gewaltig aufbauschte und den Bürgerkrieg in das von den Römern bedrohte Land trug.

So ansteckend ist die Unduldsamkeit, das sogar diejenigen, welche unter außerordentlichen Gefahren der Inquisition entflohen waren und in freien Ländern Gemeinden gebildet hatten, in ihrer eigenen Mitte den finstern Geist der Verfolgung nährten, der in ihrem Mutterlande so übermächtig war und unter dem sie selbst so sehr gelitten hatten, daß in diesen neuen Gemeinden, wie bekannt, zuweilen Bann und Acht verhängt wurde über diejenigen, die auf anderen als den vorgeschriebenen Wegen Gott suchten.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts loderten die Glaubensfeuer auf den Vorhöfen jüdischer Gotteshäuser; freilich wurden nicht Menschen, sondern Bücher verbrannt; aber es waren doch Bücher voll religiösen Geistes, Mendelssohns Uebersetzungen der heiligen Schriften, an denen sich roher und unwissender Eifer so keck versündigte.

Noch heut züngelt das Feuer des Fanatismus überall empor auch in unsern Kreisen, und ein Mann, der sein ganzes Leben jüdischer Wissenschaft gewidmet hat, ist nicht davor sicher, daß irgend ein Ketzerrichter über ihn den Stab bricht und ihn als einen Abtrünnigen und Verlorenen verklagt. Indes, so unbequem und beschwerlich der religiöse Fanatismus heute werden mag, als gefahrvoll ist er wohl kaum zu bezeichnen; man kann es beklagen, daß der ohnedies schon mächtigen Phalanx der Feinde aller Religion durch diese Unduldsamkeit noch Vorschub geleistet wird, daß der so notwendige Bund zwischen Religion und Aufklärung, die zu einander gehören wie Gemüt und Geist, durch diese despotischen Gelüste des Glaubens gelockert wird, aber jene Ausschreitungen der Glaubensverfolgung, von denen aus früherer Zeit berichtet wird, sind heute nicht mehr wahrscheinlich.

Weit bedenklicher ist heute der Fanatismus der Irreligion, der an Heftigkeit, an Gleichgiltigkeit in der Wahl der Mittel dem religiösen Uebereifer früherer Zeiten nichts nachgiebt, der auch schon sich mit Blut befleckt hat, wie vordem die Glaubensgerichte. Was hat heute ein Israelit zu dulden, der den Glauben seiner Väter mit ganzer Seele bekennt und ihn in seinem Leben bewähren will, der noch die Altäre verehrt, auf denen Israel seinem Gott opfert.

Der Sänger der Psalmen rühmt von sich: „Uebermütige verspotten mich gar sehr; von deiner Lehre bin ich nicht gewichen." Das ist inderthat ein stolzer Ruhmestitel. Ein großes Martyrium für eine heilige Sache zu erdulden ist leichter als all die kleinen Nadelstiche auszuhalten, die heut in Ueberfülle dem religiösen Menschen vonseiten seiner Kameraden, seiner Freunde, ja im elterlichen Hause selbst zuteil werden. Um sein Leben hinzugeben bedarf es der Begeisterung des Moments: dann ist alles vollbracht und der religiöse Heroismus hat triumphiert. Aber all den Pfeilen zu widerstehen, die aus dem unerschöpflichen Köcher des Spottes hervorgeholt werden, dazu gehört eine Geduld, eine Ausdauer, eine stille Tapferkeit, die höchst selten sind, die hoher Ehren wert sind.

Wenn noch der Spott von denen käme, die nicht zu unserm Glauben sich zählen, die fremd unseren Bräuchen und Lehren gegenüber stehen. Aber so ist es nicht; hier gilt das

Wort des Propheten: „Die dich zerstören und dich verwüsten, gehen aus dir hervor.“ Unsere Feinde befinden sich im eigenen Lager und spotten oft nur, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, um den Genossen in den Sumpf zu ziehen, in dem sie sich befinden und in dem ihnen garnicht behaglich ist. Gegen den Hohn der Fremden ist es nicht schwer sich zu verschanzen, sich zu wehren, und im allgemeinen sind unsere Landsleute, die nicht unseres Glaubens sind, in der Achtung vor den Heiligtümern anderer Bekenntnisse erzogen; wer schon nicht so viel sittliches Gefühl hat, hat meist soviel Lebensart, um nicht mit losen Worten zu entweihen, was andere verehren. Aber wer schützt gegen die Pfeile, die unsere Nächsten gegen uns zielen, die in jedem Augenblick uns bedrohen, gegen den Spott, mit dem der Genosse den Genossen überschüttet?

So ein Jüngling heut noch nicht das Beten verlernt hat und zum Gottesdienst nach dem Gotteshause seine Schritte lenkt, flugs schelten ihn die Kameraden einen Betbruder, einen Frömmler; so er mit sittlichem Sinn von Trinkgelagen sich fern hält, so heißt er ein Kopfhänger, als ob die Freude im Rausche bestehe; wenn nun gar einer an jüdischem Brauche festhält und nicht nach jeder Speise langt, dann kann es ihm passieren, daß seine jüdischen Freunde, die selbst lange an dieser Sitte festgehalten und erst seit gestern so klug geworden sind, an seinen gesunden Sinnen zweifeln und sich ungebändigter Heiterkeit hingeben über diesen in der Kultur Zurückgebliebenen.

„Die Uebermütigen verspotten mich,“ verdunkeln die lautersten Beweggründe, verhöhnen die sittlichsten Empfindungen; wie fest muß ein Charakter sein, wie stark der Schild seiner Ueberzeugungen, wenn diese Speere nicht durchdringen! Einstmals wurde die Thora studiert um Gottes willen; später wurde sie studiert um Gottes und des Amtes willen; heute aber liegt sie in unserem Vaterlande fast ganz verachtet abseits; für jeden Beruf giebt es eine Ueberfülle von Kräften; nur für den Dienst der Religion finden sich wenige bereit, und gäbe es nicht in den Nachbarländern noch israelitische Jünglinge, die sich dem Thorastudium widmen und für die Verkündigung der religiösen Lehre sich ausbilden, so ständen viele jüdische Kanzeln in deutschen Landen längst leer und verlassen; findet sich aber, und sei es selbst in einer frommen Familie, ein wackerer und begabter Mensch, dem das Judentum heilig ist, der es zu seiner Lebensaufgabe machen will, die Thora zu lernen und dann zu lehren, so mag er zusehen, ob selbst diese Frommen sein Streben nicht für überspannt und phantastisch halten, ob sie es ihm nicht vorhalten, daß er es mit der Religion gar zu ernst nehme, daß sie ihm allerhand lockende Bilder zeigen von dem, was er auf anderen Gebieten erreichen könne.

Ja, aus dem Munde von Predigern der Thora selbst kann man wohl den Ausspruch hören, der dann so leidenschaftlich wie ein Gelöbnis hervorkommt, daß ihre Sprossen nicht den väterlichen Beruf wählen sollen, und wenn auch die Anarchie des jüdischen Gemeindelebens in unserer engeren Heimat diese Uebelstände mitverschuldet, in der Hauptsache ist es die Erschlaffung des religiösen Sinnes, die diesen Jammer hervorruft.

„Der Uebermut treibt seinen Spott mit mir,“ das gilt besonders von dem, der, weil er seinen Gott und seinen Glauben lieb hat und ihn verschmäht und verachtet sieht, dem Banner der Thora folgt und sich völlig ihr weiht. Wer andere Studien treibt, der wird in dieser gar so nüchternen und klugen Zeit nicht darnach gefragt, ob er dazu inneren Beruf hat; wer das Thorastudium ergreift, der wird auch dann noch verspottet, wenn er dazu den lebhaftesten, leidenschaftlichsten Drang verspürt. O, dieser kalte Hohn erreicht nur zu gut seinen Zweck; er erkältet selbst die Gemüter, die einstmals warm für ihren Glauben empfunden haben; wer aus dem frommen Vaterhause in die Fremde zieht und dann nach wenig Jahren zurückkehrt, dem ist meist jüdische Sitte fremder geworden, dessen Herz ist dem Spotte der Uebermütigen erlegen. Wahrlich es ist ein großes Wort: „Uebermütige verspotten mich; von deiner Lehre bin ich nicht gewichen.“ Nicht Schwert und Folter sind so gefährlich als diese Dolche und Pfeile des Wortes. Aber der Sänger meldet auch in dem schlichten Verse, wodurch es ihm gelungen ist, sich gegenüber diesem Schwarm von Feinden zu behaupten: achten wir wohl auf das Wort „von deiner Lehre bin ich nicht gewichen.“ Das wars, was ihn schützte, daß er nicht um Haaresbreite wich, daß er von seinen Grundsätzen nicht das geringste Zugeständnis machte; schlicht und gerade seinen Weg weiter wandeln, das ist das einzige Mittel, den Spott zu entwaffnen.

Dem Frommen ziemt es nicht, gegenüber der Unduldsamkeit selbst unduldsam zu werden; nicht aus dem Treiben der Menschen, sondern aus uns selbst und aus Gottes heiliger Lehre sollen wir die Richtschnur unseres Handelns holen; „die Uebermütigen verspotten dich gar sehr“, gar sehr, d. h. sie tasten nicht nur dich an, sondern auch deine Heiligtümer, dennoch schilt sie nicht, klag sie nicht an, suche sie auch nicht zu widerlegen, denn der Spötter will nicht widerlegt werden, und ist darum nicht zu überzeugen, sondern zeig ihnen durch die That die Zwecklosigkeit und Fruchtlosigkeit ihres Beginnens, indem du nicht nach rechts und nicht nach links abweichest, indem du dich weder zu ihnen hinüberlocken, noch gegen sie erbittern läßt.

Als einst ein schuldloser Mann, der an einer Hochschule lehrte, plötzlich in die Kerker der Inquisition gerissen wurde und dort fünf Jahre schmachtete, begann er seine Vorlesung, nachdem er befreit wurde, damit, daß er ohne weiteres an jene vor fünf Jahren abgebrochene Vorlesung anknüpfte, daß er den ganzen Schrecken nur als eine Episode, als eine unnötige Unterbrechung auffaßte. Etwas von jener Unempfänglichkeit gegen die Einflüsse der Außenwelt müssen diejenigen besitzen, die den Anfechtungen der Gegenwart gegenüber ihre sittlich religiösen Anschauungen aufrecht erhalten wollen.

Nur die Frömmigkeit, die nicht wankt und weicht, hält gegenüber diesen Angriffen Stand; auch wenn sie nach rechts auswiche, wenn sie aus Widerstandslust die Frömmigkeit übertriebe, ist die Gefahr vorhanden, daß sie dann nach links ausbiegt und aus dem Extrem der Ueberfrömmigkeit in das der Unfrömmigkeit gerät. Unsere Alten deuten den Psalmvers auf diejenigen, die im Exile leben, und sagten, der Spottruf, der den Gottesfürchtigen galt, lautete: „Wer Euch verbannt hat, wird Euch nicht wieder zurückführen.“ Aehnlich lautet der Ruf auch in unseren Tagen: „Das Judentum hat

keine Zukunft"; aber es ist stets ein Kunstgriff der Trägen, sich damit zu entschuldigen, daß ja die Arbeit doch fruchtlos sein werde; einer, der kühn das Banner der Wahrheit erhebt, kann tausende begeistern, ihm zu folgen; ein Feigling kann viele mit seiner Furcht anstecken. Im Kampfe des Geistes entscheidet nicht die Menge, sondern der Mut und die Kraft der Wahrheit. B. R.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

„Euren Segen dem Unwürdigsten aus der Herde Christi, hochwürdiger Pater," brach er, den Kopf bis auf die Fensterbank herunterbückend, ab und murmelte ein Paternoster zwischen den verschrumpften Mundwinkeln hinter der wohlgenährten, schwarzen Gestalt drein, die mit erhobenen Händen zwischen den auf die Kniee gefallenen Leuten durchschritt und murmelnd einen lateinischen Segensspruch über sie ausspendete.

„Sybille, Kind," sagte der Alte, den Kopf wieder erhebend, unwillig, „sahst Du nicht, daß der Hochwürdige vorüberging?"

Das Mädchen hatte nur auf die ersten Worte des Vaters Acht gegeben und während der Andachtsbezeugung desselben noch immer aufmerksam die Straße hinuntergeblickt.

„Also ist die schöne Tamar gar nicht seine Schwester?" versetzte sie nachsinnend.

„Wessen Schwester, — wessen Schwester, Kind?" brummte der Alte, mürrisch zu ihr aufstarrend.

Sybille schüttelte den Kopf, ohne zu antworten, sie warf noch einen Blick durchs Fenster, aus dem der Alte wieder auf die Straße hinausschaute; dann trat sie ins Zimmer zurück und beschäftigte sich mit den Blumenstöcken am Kaminsims, von denen sie hier und da ein welkes Blatt abbrach und leise dazu Bruchstücke einer alten Volksweise vor sich hinsummte.

Der junge Mann, den der Thorwart Junker Hellem genannt, war unbekümmert weiter geschritten. Ab und zu mochte er sich wundern, daß die Leute sich seiner noch so genau erinnerten: war er doch fast noch ein Knabe gewesen, als er die Stadt verlassen. Oft hörte er im Vorübergehen: „S'ist der Sohn des alten Kaleb, er bringt neues Gold aus der Fremde," und ein mißgünstiger Blick folgte ihm nach. Manchmal rief auch er einen Gruß hinüber oder stand flüchtig still, wechselte ein paar Worte mit einem Bekannten und reichte diesem und jenem die Hand.

So kam er tiefer ins Innere der Stadt. Allmählich wurden die Straßen winkliger und enger, oben traten die gezackten Giebel dichter zusammen, und nur ein dämmerndes Licht fiel mehr von dem schmalen Stückchen grauen Himmels, das darüber lag, herab.

Hellem aber ging unbeirrten Fußes aus einer Gasse in die andere, bis er an eine Stelle kam, wo ein massives Steinthor mit doppelter Gitterthür vor ihm die Straße abschloß. Die Eisengitter waren geöffnet, doch er blieb vor ihnen stehen und ordnete seine Kleider. Er gürtete sich fester und schlug den Staub von seinen Füßen, dann trat er mit klopfendem Herzen über die Schwelle des Thors.

Dies führte in eine enge, von hohen Häusern umschlossene Gasse, die auffällig von den andern, welche er eben durchwandert, abstach. Dumpfluftig war es darin wegen des beschränkten Raumes, doch trotzdem atmete die Brust leichter, denn es war angenehm kühl, und eine reine Frische wehte aus dem alten Gemäuer und aus dem Boden herauf. Es war alles sauber umher, und that dem Auge und der Nase wohl nach dem Unrat, der die übrigen Gassen bedeckte. Die Häuser sprangen unregelmäßig vor und traten zurück; stellenweise war der Raum zwischen ihnen so beschränkt, daß man die Hand aus einem Fenster ins andere hinüberzureichen vermochte. Steintreppen führten ab und zu in die fast ohne Ausnahme offenstehenden Thüren, darauf lag Gerät und Gerümpel aller Art aufgestellt und gehängt. Alles alt und mit sichtbaren Spuren des Gebrauchs, aber sorgfältig gescheuert und geputzt, daß kein Stäubchen daran hing. Trödelwaren vergangener Zeit, Geschirr zum Tagesbrauch und verblichene Malereien in verschossenen Rahmen, auch Röcke und Beinkleider darunter und sonderbarer Aufputz; das geringste nicht verschmäht und jede Lücke des beschränkten Raumes erwägungsvoll ausgefüllt. Sparsamkeit und Thätigkeit kauerten überall und blickten dem Beschauer mit verständigen Augen entgegen. Sie thaten es jetzt auch mit wirklichen Augen, klugen, beweglichen Kinderaugen, die aufmerksam umschauend auf den Stufen hockten und dem Gespräch der Alten zuhörten, die, ihre Bärte streichend, behäbig in den Thüren saßen oder standen und den Tagsgewinn überschlugen, oder über die Welt sprachen und über dies und jenes, was Simeon gesagt, der Sohn des Zachur, der ein Stern war unter seinem Volk, und was er erlebt auf seinen Reisen in der Fremde, und was er mit sich gebracht in die Heimat.

Mit verwunderten Augen blickte Hellem umher. Die Bilder seiner Kinderheimat waren vor seiner Erinnerung verblichen und sahen ihn seltsam befremdlich und doch wiederum schmerzlich vertraut an.

Die Welt draußen war so groß, und er hatte sie so frei und so fröhlich durchmessen, und während all der Zeit, da die Sonne geschienen, Winter und Frühling gekommen und verschwunden und wieder gekommen in langer Reihe, hatten sie zusammengedrückt hier gesessen in der dumpfen Gasse, die den Himmel nicht sah und kein Vogellied vernahm. Das eherne Gitter that sich auf, wenn der Tag kam, und es schloß sich zu mit der Dämmerung, wie der Käfig eines Raubtieres, das der Wärter mit der Peitsche hinter die Stangen zurückscheucht. Kalt und eisern lag das Gitter zwischen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, die in den Kirchen gepriesen und in den Christenschulen gelehrt wurde, und dahinter hatten sie gesessen mit dem tausendjährigen Gram auf der Stirn, abgeschnitten von aller Lebensfreudigkeit, die Kinder und die blühenden Mädchen des alten Pariavolks, bis sie welk vor der Zeit geworden und ihre Sehnsucht aus dem versagten Glück der Gegenwart sich hinüberflüchtete in die uralten Mären der Heimat, die von den Vorvätern auf die Väter gekommen, die sie mit gläubig vertrauensvollen Lippen wiederholten, daß ihre Söhne sie dereinst den Enkeln überlieferten. Geduldig hatten sie hinter dem Gitter geharrt, bis es sich öffnete und sie hervorkrochen, um zu handeln, zu handeln, zu

handeln; ehrlich und im Schweiß ihres Angesichts vom Morgen bis zum Abend, bis zu der Stunde, wo sie zurückkehrten in ihre bedrückte Heimat, und das Thor sich kreischend hinter ihnen schloß, und sie die Fußtritte der Christenschuhe abwuschen von den Gliedern, und auf die Striemen der Christenpeitschen den Balsam legten, mit dem ihre Vorahnen den Brand ihrer Geißelhiebe besänftigt, und saubere Kleider angezogen und vergnügt bei den Ihren saßen, schwatzend und das Geld zählend, das ihr Fleiß erworben und ihre Sparsamkeit vermehrt, und auf dem die Träume ihrer Zukunft sich wiegten.

Ein bitteres Gefühl beschlich bei dem Anblick die Brust des Jünglings, der aus der Fremde zurückkam. Es überlief ihn mit wildem Grimm, mit heißen Gedanken der Vergeltung des alten Elends seines Geschlechtes, das er nie so qualvoll empfunden wie jetzt. Hastig kreuzten sich die Ströme in seinem Gehirn, es geschah nur in dem kurzen Zeitraum, den seine Füße gebraucht, um aus der Christenstadt in das Ghetto einzutreten, und er ward aus seinen Träumen aufgerissen, denn hundert Hände streckten sich bewillkommnend nach ihm aus und faßten seine Schultern und begrüßten ihn.

Freudig erwiderte er ihren Empfang und schüttelte jedem die Hand. Immer mehr drängten sich um ihn; die droben in den Fenstern gelegen, kamen herab, ringsum erdröhnten die Treppen von eilfertigen Tritten. Ein pfiffig blickender Judenknabe löste sich aus dem Gewimmel und lief behend die Gasse hinunter, bis er eine breite Steintreppe emporsprang und in der Thür eines massiven hochstöckigen Hauses verschwand. Um den Ankömmling aber scharte sich immer dichter die Menge. Bedächtigen Schrittes traten die Alten fragend hinzu; alle wollten hören, und alle sprachen durcheinander, nur die Mädchen standen von fern und blickten neugierig mit den großen Augen hinüber, und ein allgemeiner Jubel lief von Lippe zu Lippe die Judengasse hinunter: „Es ist Hellem, der Sohn Kalebs, der zurückgekommen ist aus der Fremde."

Plötzlich verstummte das freudige Gesumme des Haufens, denn ein scharfer Laut ertönte dicht neben ihm und das eiserne Thor drehte sich widrig kreischend auf der Angel und schloß sich. Hellem blickte unwillkürlich nach der Ursache des Geräusches umher, dann gewahrte er sie, und ein Blitz des Hasses flammte in seinen Augen auf. Er blickte in die Gesichter der Umstehenden — manche waren an den Ton gewöhnt und hatten ihn kaum vernommen, doch manche wichen scheu dem Ausdruck seiner Augen aus, das Bewußtsein ihrer Schmach lag über ihnen und sie senkten errötend die Stirn.

Einige Sekunden war die eben so fröhlich erregte Menge totenstill. Abgeschlossen waren sie von der Welt draußen, die das Recht hatte zu leben, die Luft des Himmels zu atmen, in der Abendkühle an den Wassern des Rheins zu wandeln, — unsäglich bitter durchwogte die Empfindung der Knechtschaft das ausgestoßene, in die Fremde verschlagene Volk.

Von dem Turme Marias zum Kapitol ertönte die Betglocke der Christen; sie rief über die Dächer, daß die Stadt von dem Hauch der Ungläubigen gereinigt, daß ihre Herde von den Wächtern in die düstere Hürde zusammengetrieben sei, und daß die Andacht der Frommen ungetrübt zum Ohre des Christengottes emporsteigen könne — um wenige Minuten später hätte der Heimkehrende das Thor, das zu seinem Vaterhause führte, verschlossen gefunden, und das Gesetz, das keinem Juden außerhalb des Ghetto zu übernachten gestattete, hätte ihn auf das Feld zurückgejagt wie einen Hund.

Er machte sich jetzt von den begrüßenden Händen los und schritt die Gasse hinunter. Doch die Menge folgte hinter ihm drein; leicht vergaß sie die Schmach, an die das Elend von Jahrhunderten sie gewöhnt, — wie die Brust des Gefangenen endlich gleichgiltig die Kerkerluft atmet, die sie im Beginn mit Abscheu zurückgestoßen — und sie geleitete den Jüngling in wogendem Gedränge bis an das Haus, in welchem der Judenknabe verschwunden, und Jubel flog wieder von Kopf zu Kopf: „Es ist Hellem, der Sohn Kalebs, der heimgekommen ist aus der Fremde."

„Tamar, mein Kind, Tamar!" rief in diesem Augenblick eine Stimme, die klangreich und zitternd zugleich scholl, aus dem Innern des Hauses. Eine hellere antwortete aus der Ferne und die erste fuhr fort:

„Rufe Deine Mutter Lea aus der Kammer, und die Mägde, und was im Hause mein Brot ißt, daß sie herunterkommen und —"

Der Nachsatz verklang nach innen; dann trat der Sprecher auf die Schwelle der Thür. Er war hoch gewachsen und hielt sich würdevoll aufrecht, trotz dem Alter, das grau um seine Schläfe lag und in langem Silberbart von seinem Kinn herabfloß. Ein dunkelfarbiger Rock, der am Halse begann und enganschließend bis auf die Füße niederfiel, zeigte die schlanke, biegsame Gestalt, die mit über der Brust gefalteten Händen jetzt regungslos auf der Thürschwelle stand und dem herannahenden Volkshaufen entgegensah. Regelmäßig und schön war der Kopf des alten Kaleb und seine Lippen noch in voller Rundung und frisch, wie die Jugend. Begierig sog er die Rufe mit ihnen ein, die zu ihm herübertönten, und die dunklen, flammenden Augen irrten an der hageren, scharfgeschnittenen Adlernase vorbei und suchten sehnsüchtig unter den gedrängten Köpfen; doch er regte sich nicht, er verzog keine Miene, nur seine Finger zitterten so gewaltsam, daß er sie in den Schlitz seines Rockes verbarg. Dann endlich hatten seine Augen gefunden was sie suchten, und die Lippen murmelten, ihre Aufregung meisternd, vor sich hin:

„Ja, er ist es, es ist mein Sohn Hellem, der heimgekommen ist aus der Fremde."

Und wie er es gesprochen, war der Jüngling die Treppe hinaufgeflogen, er lag zu den Füßen des Vaters und legte die Stirn wider seine Knie.

Einen Augenblick war es, als ob der Alte sich niederbücken und ihn aufheben wollte, doch er bezwang sich und richtete sich noch höher empor; er setzte das schwarze Käppchen, das er in der Hand gehalten, auf seinen Scheitel und sprach mit fester Stimme:

„Siehe, der Gott Israels ist über Dir gewesen und hat meinem Hause Freude gegeben. Sieben Jahre bist Du in die Fremde gegangen, wie Jakob, der Sohn Isaaks, und hast dem Herrn gedienet, denn der Herr hat Dich gesegnet und Dich zurückgeführt in das Haus Deiner Väter. Er hat Dich mir gegeben an Sohnes statt, und darum sage ich es

vor Deinem Volk: Stehe auf, Hellem, denn Du bist mein Sohn, den ich segne, denn mein Haus ist Dein Haus und meine Habe ist Deine Habe."

Fortsetzung folgt.

Hier und dort.

* **Berlin**, 30. August. Für die neuerbaute Synagoge in Königsberg i. Pr. ist die innere Ausstattung an Stickereien, wie Vorhänge vor dem Aron hakodesch, Altardecken, Planhimmel 2c., in den kostbarsten Goldstickereien ausgeführt, aus dem Atelier der Frau Jenny Bleichrode, Berlin, hervorgegangen.

* **Berlin**, 1. September. In der letzten Nummer der „Heiratszeitung" findet sich folgende Annonce: „Rabbiner, Dr. phil., 30 Jahre alt, mos., berühmter Kanzelredner, litterarisch thätig, hübsche Erscheinung, sucht hübsche Lebensgefährtin, Witwe ohne Anhang nicht ausgeschlossen, im Alter von 20 bis 30 Jahren mit 100 000 Mark Vermögen." — Wir sind überzeugt, daß man es hier entweder mit einer Mystifikation oder einem — im Bureau des genannten rosafarbenen Blattes gearbeiteten — Füllinserat zu thun hat. Dafür spricht die Angabe der Konfession in der Annonce. Denn jedermann weiß, daß es weder evangelische noch katholische Rabbiner giebt.

* **Berlin**, 1. September. Vom „Israelitischen Taubstummenverein" erhalten wir folgenden Aufruf mit dem Ersuchen um Veröffentlichung:

Am 15. März d. J. sind wir, etwa 40 israelitische Taubstumme, in Berlin zusammengetreten, um den Verein zur Förderung der Interessen der israelitischen Taubstummen in Deutschland ins Leben zu rufen. Wir folgen hierin dem Beispiele und den Erfahrungen anderer Vereinigungen, um uns zur Selbsthilfe durch ein enges Zusammenschließen aufzuraffen. Wohl hat der Staat, haben verschiedene Vereinigungen gesorgt, daß wir gut vorbereitet in das Erwerbsleben eintreten können, allein gar bald empfinden wir, daß wir trotz der Vorbildung, die wir genossen, vielen und großen Gefahren ausgesetzt sind, weil unser eigentümlicher Zustand nicht ganz gehoben werden konnte . . .

Wie viele unserer Schicksalsgenossen, die etwas Tüchtiges zu leisten in der Lage wären, müssen arbeitslos jahraus jahrein von Stadt zu Stadt wandern, um zuletzt der Bettelei und der Entsittlichung anheimzufallen. Wie oft haben wir auch noch gegen die ungerechte Zumutung vieler Handwerksmeister anzukämpfen, daß wir unseres Gebrechens wegen billiger arbeiten müßten, trotzdem anerkannt wird, daß unsere Arbeit nicht minderwertig sei. Viel schlimmer ergeht es in dieser Beziehung unseren bedauernswerten Leidensgefährtinnen. Werden sie nach vollendetem Unterrichtskursus in die oft sehr traurigen heimatlichen Verhältnisse zurückgeschickt, um daselbst bei fremden, oft rohen Leuten zu arbeiten, so sind sie den schlimmsten Neckereien, ja nicht selten der Verführung preisgegeben. Aber auch um unser religiöses Leben müssen wir besorgt sein. Bei dem freundschaftlichen, vertrauten Umgange, den wir mit unseren christlichen Leidensgenossen von jeher pflegen, werden wir oft zu unserem tiefsten Schmerze gewahr, wie sehr wir diesen nachstehen müssen. Allerseits wird für ihr religiös-sittliches Leben ausreichend gesorgt; um uns israelitische Taubstumme kümmert sich niemand. Wenn wir die Gebräuche unseres Volkes auch nicht kennen und verstehen, wenn wir im Gotteshause fremd bleiben bis zu unserem Lebensende — niemand nimmt daran Anstoß, man behandelt uns hier als Unmündige und als geistig Unzurechnungsfähige. Unser Gemüts- und Religionsleben bleibt ungepflegt und unsere Sittlichkeit muß mit der Zeit darunter leiden. Wir hoffen zuversichtlich auf die Unterstützung unserer in allen Gauen Deutschlands zerstreut wohnenden Leidensgenossen und auf das Entgegenkommen und die Förderung unserer edeldenkenden Glaubensgenossen im deutschen Vaterlande für unseren Verein. Näheres durch den Vorsitzenden Herrn Willy Oppenheimer, Berlin C, Gontardstr. 5, III.

* **Berlin**, 1. September. Nicht ohne Behagen drücken die hiesigen feindlichen Blätter einen in schwulstigem Hebräisch abgefaßten Bettelbrief, gezeichnet von David Schiffmann in Tiberias (Palästina.) Der Bettler behauptet viele geistige Kinder in die Welt gesetzt und außerdem eine unvermählte Tochter zu haben, zu deren Verheiratung er Geld brauche. Unsere Leser wissen, was auf Bettelbriefe, ob sie nun aus Galizien oder Palästina kommen, zu geben sei, und darum wiederholen wir, was schon so oft hier gesagt worden: Für diese Briefe giebt es nur einen passenden Platz — im Papierkorb.

* **Berlin**, 1. September. Die Hauptversammlung des in Oldenburg tagenden Allgemeinen deutschen Sprachvereins hat in die Vereinsleitung alle bisherigen Vertreter wiedergewählt, mit alleiniger Ausnahme von Professor Dr. Daniel Sanders, auf den blos 24 Stimmen entfielen. Der Vorstand des Sprachvereins ist hiermit „judenrein" geworden. Die Herren waren eben der Ansicht, daß Daniel Sanders, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung, nicht in die Vereinsleitung des deutschen Sprachvereins gewählt werden dürfe, weil er — Jude ist!!

* **Berlin**, 2. September. Prof. Rudolf Virchow, der Präsident des Deutschen Reichskomitees für den nächstjährigen internatioralen medizinischen Kongreß in Moskau, hat aus Petersburg folgende Mitteilung an die Berl. Klin. Wochenschrift gesandt. „Die russischen Konsuln sind autorisiert, die Pässe aller — christlicher oder israelitischer — Aerzte zu visieren, welche sich im Jahre 1897 zu dem internationalen Kongreß von Moskau begeben wollen." Damit ist also die Paßfrage nach den Wünschen des Deutschen Reichskomitees geordnet.

* **Berlin**, 2. September. Der Preiskourant — genannt Rednerliste — der hier domizilierten Lobes-Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit — genannt Litteraturverein — ist erschienen. Das Verzeichnis bietet neben altem Trödel auch einzelne neue Sachen an. Die von uns aufgestellte Liste — die man auch Sündenregister der Berliner Litteraturreisenden nennen kann — ist in jenem Preiskourant unberücksichtigt geblieben. Interessenten erhalten sie auf Wunsch — auch ohne Erstattung der Portoauslagen — gratis und franko nachgeliefert.

* **Berlin**, 2. September. Ahlwardt ist unter die Gründer gegangen. In Brooklyn hat er ein Aktienunternehmen zur Herausgabe antisemitischer Blätter und Broschüren gegründet. Der Krach wird der Gründung wohl bald folgen.

♣ **Köln**, 28. August. Im „Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Köln" giebt der hiesige Polizei-Präsident kund, daß die Ehefrau Süssel-Spielmann, Rosalie geb. Gellbaum aus Rußland durch Beschluß vom 3. August cr. nebst ihren drei Kindern, Max, Hirsch und Minna. 9, 7 bezw. 4 Jahre alt, aus dem preußischen Staatsgebiete als lästige Ausländerin ausgewiesen worden sei. Unter dem Signalement der Frau findet man als besonderes Kennzeichen „Kränkliches Aussehen." — Vor kurzem wurde auch ein 80jähriger kranker jüdischer Greis aus Krefeld ausgewiesen. Eine jüngst an den Oberpräsidenten gerichtete Ministerialverfügung billigt das scharfe Vorgehen des Polizei-Präsidenten nicht.

P. **Bremen**, 26. August. (Das Waisenhaus zu Hannover) habe ich jüngst in Augenschein nehmen dürfen und

über diese Anstalt sei mir gestattet, den Lesern dieses geschätzten Blattes einiges mitzuteilen. Schon die Geschichte dieser Anstalt trägt den Charakter der Eigentümlichkeit. Der Begründer war ein Herr Simon, der in seinem Testamente die eigentümliche Klausel aufnahm, es dürfen zur Erhaltung dieses Waisenhauses gar keine, wie immer geartete Spenden angenommen werden. Leider ist mit dieser Klausel eine große Gefahr für das Waisenhaus verbunden, weil es einer gründlichen Renovierung bedürftig ist, die aber von den Zinsen des Legats aufzutreiben, kaum möglich sein dürfte. Zu wünschen wäre, daß die segensreiche Wirkung dieser Anstalt durch diese eigentümliche Klausel keine Unterbrechung erleide. Es war ein erhebendes Gefühl, das mich beim Anblick dieser Institution beschlich. Aus allen Teilen tritt der wirklich religiöse Charakter der Erziehung deutlich hervor, und geradezu rührend ist die Liebe und Anhänglichkeit der Waisenkinder zu ihrem Erzieher, dem Lehrer Herrn Abraham Ludwig Levy. Es bedarf keiner Erwähnung dessen, daß die innere Einrichtung des Waisenhauses nichts zu wünschen übrig läßt, wohl aber muß erwähnt werden, wie sehr die Kinder im strengsten Sinne der Religion erzogen werden. Unter Führung ihres Lehrers nehmen sie an dem Gottesdienste regelmäßig teil. In derselben Ordnung, wie sie in das Gotteshaus gehen, verlassen sie auch dasselbe. Zu Hause angelangt, finden sie ihren wohlgeordneten Mittagstisch, und jedes Kind kennt seinen Platz. Keines aber setzt sich, ohne vorher die Hände gewaschen, und keines bricht sein Brot an, ohne den Segensspruch gesprochen zu haben. Nach Tisch wird abwechselnd von einem Kinde das Tischgebet in korrektester Weise laut vorgetragen. Daran schließt sich das Mincha-Gebet an, welches wieder von einem Kinde in nicht minder korrekter Weise vorgetragen wird. Nun wird durch Spaziergang und Spiel für die körperliche Entwickelung der Kinder gesorgt. Mit frischer Kraft geht es jetzt an den Unterricht. Nach dem Abendbrot welches wieder in derselben Ordnung verläuft, wird das Nachtgebet verrichtet und bald darauf finden wir die Kleinen in ihren Bettchen. Noch einmal wirft der väterliche Erzieher einen prüfenden Blick auf „seine Kinder", und mit dem Bewußtsein einen „guten Tag" vollbracht zu haben, begiebt auch er sich zur Ruhe. Wahrlich, eine schöne Aufgabe, die den Erfolg sichert!

Hamburg, 28. August. Die hiesige Privatgemeinde Chewrah Agudah jescharah, deren Ursprung auf einen Proselyten zurückzuführen ist, hat am 22. d. M. die Einweihung der neuen Betstätte gefeiert. Nach einem einleitenden Gesange hielt der Lehrer des Vereins, Herr Dr. J. Polack, die Weiherede, in welcher er die Bedeutung des Gotteshauses und des Gebetes darlegte und für das Wohl derer betete, die sich um den Neubau verdient gemacht. Der Vorstand des Vereins, welcher auch den Namen חברת גרים führt und mehr als hundertfünfzig Jahre besteht, besteht zur Zeit aus den Herren J. David, K. Flörsheim, H. Heymann und M. Joelson.

d. **Aus Bayern**, 28. August. Der Israelitische Lehrerverein für das Königreich Bayern hat die Einrichtung getroffen, seine Mitglieder anzuregen, daß sie sich durch Zahlung einer freiwilligen Spende an die Vereinskasse von der Neujahrsgratulation durch Karten entbinden. Wie die nachfolgende Liste zeigt, machen viele Mitglieder von dieser für sie bequemen und für die Kasse praktischen Einrichtung Gebrauch. Es haben sich von der Neujahrsgratulation entbunden: M. Adler, Roth a. S., L. Anfänger, Willmars, Blum, Würzburg, Dr. A. Braunschweiger, Würzburg, Bravmann, Gaukönigshofen, S. Buttenwieser, Hamburg, S. Buttenwieser, Rimpar, S. Dingfelder, Ansbach, N. Ehrenreich, Wehrda, H. Ehrmann, Friedberg, S. Fränkel, Bamberg, A. Frank, Rödelsee, J. Freudenberger, Heidingsfeld, B. Fulder, Diespeck, Geßner, Hammelburg, H. Goldstein, Heidingsfeld, S. Goldstein, Oberlauringen, S. Guttmann, Heidingsfeld, M. Hammelburger, Haßfurt, L. Hecht, Neustadt a. A., H. Heymann, Colmberg, J. Hirschmann, Fischach, B. Kissinger, Ermershausen, B. Kissinger, Frankenwinheim, B. Kleestadt, Bamberg, J. Kurzmann, Kleibardorf, J. Lautmann, Altenstadt, D. Lehmann, Brückenau, A. Mandelbaum, Würzburg, A. Mannheimer, Harburg, S. Massenbacher, Niederwern, S. Mittel, Unsleben, H. Oppenheimer, Lautershausen, Oppenheimer, Treuchtlingen, Oppenheimer, Gailingen, Plaut, Burgpreppach, Rose, Oberwaldbehrungen, M. Rosenberger, Oberalterheim, A. Rosenblatt, Egenhausen, H. Rosenblatt, z. Z. Fürth, F. Rosenstein, Bechhofen, J. Rosenthaler, Würzburg, E. Schloß, Giebelstadt, S. Schwarzenberger, Hüttenheim, S. Sänger, Kleineibstadt, N. Sichel, Kleinsteinach, S. Silbermann, Züntersbach, Baruch Stern, Frankfurt a. M., S. Stern, Miltenberg, S. Stern, Gochsheim, K. Wahler, Schöllkrippen, A. J. Wechsler, Aschbach, A. Weichselbaum, Adelsberg, L. Weinschenk, Uehlfeld, E. Wertheimer, Hardheim, B. Wolf, Lendershausen, L. Wolfram, Ebelsbach. — Wir empfehlen diese Einrichtung, die sich bei uns gut bewährt hat, auch anderen Vereinen zu Nachahmung.

Nürnberg, 1. September. Herr Oberkantor Rosenhaupt hier hat dem Großherzog von Baden aus Anlaß des bevorstehenden 70jährigen Geburtsfestes desselben eine von ihm gedichtete und komponierte Hymne „Gruß dem deutschen Liede" gewidmet, welche, wie aus einem von der Geheimkanzlei dem Komponisten zugegangenen Schreiben hervorgeht, von dem Großherzog freundlichst angenommen wurde. Dem Schreiben war eine Brillant-Busennadel „zum Andenken" beigefügt.

Wien, 29. August. Die Frage ob ein Rabbiner — Trichinen haben darf, ist dieser Tage von unserer Theaterzensur verneint worden. In dem vom Theater an der Wien zur Aufführung bestimmten Ausstattungsstücke „Der Hungerleider" behandelt eine Coupletstrophe diese Frage. Die Zensur fand jedoch daran keinen Gefallen und strich die betreffende Strophe. — Die Mitteilung von der schweren Erkrankung des Oberkantors Josef Goldstein hat eine so innige Teilnahme erweckt, daß wir uns aufrichtig freuen, heute mitteilen zu können, daß die uns zugekommene Nachricht etwas übertrieben war. — Wie man aus Großwardein mitteilt, hat ein walachischer Geistlicher sich zur Aufgabe gemacht, die tausendmal widerlegte Lüge, „daß die Juden Christenblut zu rituellen Zwecken benötigen", zu verbreiten. Es ist dies der Alšo-Dernaer „Seelsorger" Aurel Bersan, der am jüngsten Sonntag von der Kanzel herab seinen Gläubigen die Blutlüge auftischte. Er erzählte ihnen, daß mehrere Juden, die im Dorfe hausieren, die rumänischen Kinder stehlen wollen, um ihnen das Blut zu entziehen, da die Juden zu ihren religiösen Gebräuchen

das Blut christlicher Kinder haben müssen. Infolge dieser Hetzpredigt wurde gegen den Geistlichen bei der Großwardeiner Staatsanwaltschaft die Strafanzeige wegen Aufreizung wider eine Religionsgenossenschaft erstattet. — Der Karlsburger Korrespondent des „Pester Lloyd“ berichtet seinem Blatte: „Der Wunderrabbi von Bustyahaza weilt, auf einer Badereise begriffen, seit einer Woche in unserer Mitte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in der Stadt und Umgebung, und bald stellten sich die Gläubigen zu Hunderten ein, um bei dem im Rufe der Heiligkeit stehenden Manne Trost und Hilfe zu suchen. Auch ich machte ihm einen Besuch und der Rabbi erwies mir die Ehre, eine volle Stunde lang über Welt und Leute unbefangen zu sprechen. Auf die Frage, worin eigentlich seine Wirksamkeit bestehe, meinte er: „Ich spreche dem Unglücklichen Trost zu und ermuntere ihn zur Frömmigkeit und einem moralischen Lebenswandel. Die meisten meiner Besucher verlassen mich mit gestärktem Gottesvertrauen, wodurch auch ihr Selbstvertrauen und ihre Thatkraft wächst, und in den meisten Fällen ist ihnen auf die natürlichste Weise geholfen. Darauf allein beschränkt sich mein Einfluß auf meine Besucher.“

Rom, 28. August. Der Papst hat den Augustiner-Kanonikus Pater Mortara, der bekanntlich als Kind seinen jüdischen Eltern entrissen und getauft wurde, zum Superior von Sankt Bernhard ernannt. Es wird dem glühenden Kirchenredner, der am Schluß seiner Missionspredigten von der Kanzel herab um Bekehrung seiner Mutter zu beten pflegte, nicht leicht werden, seinen bisherigen Wirkungskreis mit dem einsamen Alpenhospiz zu vertauschen, wo die aufopferndste thätige Menschenliebe gefordert wird.

⊙ **Madonna di Campiglio**, im August. Der Besitzer des Alpenhotels hier, Herr F. J. Oesterreicher, ließ aus eigenen Mitteln eine neue katholische Kirche erbauen, deren Kosten sich auf 20 000 fl. beliefen. Ob einer seiner katholischen Kollegen sich revanchieren und hier eine — Synagoge erbauen wird?

D. **Cincinnati**, 15. August. Das „Hebrew Union College“ (Rabbiner-Bildungsanstalt) hat bedeutende Lehrkräfte aufzuweisen. Die Verstorbenen Dr. Max Lilienthal, Dr. Heinrich Zirndorf, Dr. Salomon Eppinger, Lehrer Aufrecht waren als Fachgelehrte und die beiden ersten auch als Schriftsteller wohl bekannt vor ihrem Eintritt ins College. Zwei andere von den früheren Lehrern sind auf bedeutende Rabbinatsposten berufen worden, nämlich Dr. Ignaz Müller in Louisville und Dr. D. Davidson in New York. Neun Lehrer stehen jetzt an der Spitze der Anstalt, akademisch gebildete Männer, wie man solche früher „Wohllerner“ genannt, die in der Wissenschaft des Judentums und in der semitischen Philologie hervorragend sind, so daß vom 1. Oktober ab eine allgemeine semitische Akademie für Universitätshörer im College eröffnet werden kann, worin außer dem Hebräischen und Aramäischen auch Syrisch, Arabisch, Ethiopisch und Assyrisch (auch für Nicht-Theologen) gelehrt werden wird, was bislang noch keine jüdische aber auch keine andere theologische Anstalt im Lande unternommen hat. Das College hat bis jetzt 46 Rabbiner und zwei Lehrerinnen ausgebildet. Die beiden Lehrerinnen sind beschäftigt in der technologischen Schule (Manuel Training School) in Chicago resp. an der Spitze einer eigenen Lehranstalt in Cincinnati. Von den achtundvierzig Rabbinern sind zwei in Europa, weitere Studien zu machen. Einer privatisiert und fünfundvierzig sind angestellte Rabbiner. Die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Gebiete ist die Lust, Theologie zu studieren, die sich unter der amerikanischen Jugend kundgiebt. Die Behörden des College haben ihre liebe Not, die Klassen gegen Ueberfüllung zu schützen, die Produktion nach dem Bedarf und mit besonderer Rücksicht auf die älteren Amtsgenossen einzurichten. Die Anfragebriefe von jungen Leuten, die aus allen Teilen des Landes im Sekretariat einlaufen, sind an Zahl und Inhalt ganz merkwürdig und setzen eine weitverbreitete Begeisterung für den Predigerstand voraus, wovon man früher keine Ahnung hatte. — In Belvidere, einem Vororte von San Franzisko, wird demnächst eine interkonfessionelle Andachtsstätte errichtet werden. Die jüdischen und christlichen Bewohner sind nicht stark genug, sich selbstständige Bethäuser zu erhalten. Das Gebäude ist so ausgestattet, daß es den religiösen Gefühlen beider Konfessionen nicht widerspricht. Es wird auch kein Funktionär angestellt werden, sondern „Ministers“, Priester und Rabbiner werden eingeladen werden, ihre Glaubensgenossen zu erbauen. — In Port Elizabeth (Süd-Afrika) wurde Herr Georg L. Burmann zum Meister der Loge „Gute Hoffnung“, der größten und einflußreichsten in den östlichen Provinzen, erwählt. Herr B., der auch Präsident der jüdischen Gemeinde in Port Elizabeth ist, ist der erste Glaubensgenosse, welcher diese Ehrenstelle daselbst bekleidet.

Coolgardie (Westaustralien), Mitte August. Die Regierung hat der hiesigen jüdischen Gemeinde ein Stück Land behufs Baues einer Synagoge geschenkt. Unter dem Vorsitze des Rates Levinson fand nun eine Versammlung statt, welche den sofortigen Bau eines Tempels beschloß. Das Gebäude soll 200 Personen fassen und 600 Pfund Sterling (12 000 Mk.) kosten. Nach Schluß der Sitzung waren bereits 120 Pfund gezeichnet. Coolgardie ist im Aufblühen begriffen, soeben ist eine neue Bahn nach Balgoorlie eröffnet worden. Vor drei Jahren war dort noch wüstes Land, nun hat Coolgardie elektrisches Licht. Interessant ist, daß sich kein einziges Pfandleihgeschäft hier befindet, noch giebt es einen jüdischen Juwelierladen.

---

* **Aus den Gemeinden.** Im Laufe der vorigen Woche wurden die zwei Senioren der jüdischen Lehrer der Pfalz zur letzten Ruhe bestattet. In Frankenthal verschied im 76. Lebensjahre Lehrer Singer. Derselbe bekleidete diese Stellung über 50 Jahre und wurde im vorigen Jahre mit der silbernen Medaille des Verdienstordens der baierischen Krone vom Prinzregenten ausgezeichnet. — In Rülzheim verschied Lehrer Salomon im 73. Lebensjahre. Derselbe wirkte auch beinahe 50 Jahre in dieser Gemeinde, wie sein verstorbener Kollege Singer geachtet und geehrt von seinen Glaubensgenossen und von Andersgläubigen.

— **Vakanzen.** Pakosch. (Posen): Sof. interim. talmud. geb. str. orthod. K. Sch. Meld. an M. Liebermann.

Die nächste Nr. erscheint der Feiertage wegen einen Tag später.
Die Expedition.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.

